Ein Roman in Wien.

Sittengemälde aus unserer Zeit

von

Eduard Breier.

Motto:
Es giebt wahre Geschichten, die
wie Fabeln, und Fabeln, die
wie wahre Geschichten lauten.
Voltaire.

Dritter Theil.

Wien, 1852.
J. Stöckholzer von Hirschfelds Verlagshandlung.

Erstes Kapitel.

In einer Villa und im „nassen Hemd."

Wir halten die Situation, wie wir sie am Schlusse des zweiten Bandes verlassen, fest.

Die Wolfin steht vor dem Fürsten Ratschkoi.

In den gefalteten Händen hält sie das sorgfältig zusammengelegte Papier.

Nachdem sie ihren Knix gemacht und der Fürst eine kurze Weile ihrer Anrede entgegensah, begann sie: Euer Durchlaucht, nach einer langen Reihe von Jahren wage ich es wieder, mich Ihnen zu nähern. Ich war einst so glücklich, das Vertrauen Euerer fürstlichen Durchlaucht zu besitzen, mein Bewußtsein schmeichelt mir noch jetzt, es nie mißbraucht zu haben.

Der Greis, dessen frühere Aufregung — durch die Scene mit der Baronin Rottenheim herbeigeführt — sich noch nicht ganz gelegt hatte, ergriff das Wort: Es ist wahr, Madame, Sie haben mein Vertrauen nie mißbraucht. Ob es jedoch nicht Andere gethan,

die ich durch Sie kennen gelernt habe, das ist eine Frage, deren Antwort anders lauten dürfte. Wir wollen indessen nicht mehr auf jene Zeit zurückkommen; damals lobte ich Sie für die Dienste, die Sie mir erwiesen und glaube, daß ich auch nicht undankbar war. Was wollen Sie jetzt?

Ich bin nicht gekommen, um Etwas zu wollen, ich glaube vielmehr, daß der Augenblick angebrochen sei, der mich in die angenehme Lage setzt, Eurer Durchlaucht abermals dienen zu können.

Ich danke, Madame, ich bin für Ihre Dienste schon zu alt und zu bequem.

Euer Durchlaucht belieben mich mißzuverstehen. Von dergleichen Dienstleistungen ist bei mir keine Rede mehr, obwohl noch manches schöne Stück Geld damit verdient wird. Die Dienste, die ich Ihnen leisten will, sind ganz anderer Natur!

Sprechen Sie, Madame, ich will Sie anhören.

Euer Durchlaucht, begann die ehemalige Hebamme, als ich vorhin in den Garten trat, sah ich die Frau Baronin Rottenheim aufgeregt von dannen gehen. Ich habe die Ehre, die junge Dame zu kennen, denn dergleichen ausgezeich-

nete Persönlichkeiten bleiben selbst in einer Stadt, wie Wien ist, nicht unbeachtet, abgesehen von dem Verhältnisse, in dem ich zu ihrer Mutter gestanden. In der Stadt raunt man sich von dem Aufwande der jungen Frau allerlei Dinge in die Ohren: man begreift die Verschwendung der Baronin eben so wenig, als die Quellen, aus denen sie schöpft, denn man erzählt sich nämlich auch, Euer Durchlaucht wären mit der Frau Tochter ein wenig brouillirt, hätten ihr aus Mißbilligung über solche Lebensweise Dero Liebe und Unterstützung entzogen, kurz, die Frau Baronin sei vollkommen in Ungnade gefallen. Wenn diese Angaben richtig sind, wenn Euer Durchlaucht wirklich Ursache haben, über die Frau Baronin indignirt zu sein, so besitze ich ein Geheimniß, welches Euer Durchlaucht in den Stand setzen wird, das Verhältniß, in dem Sie zu ihr stehen, in einem ganz andern Lichte sehen zu lassen, als es bisher der Fall war.

Die Wolfin hielt inne.

Der Greis schüttelte ungläubig den Kopf und sagte: Ich verstehe Sie nicht, erklären Sie sich deutlicher.

Bevor ich dieß thue, muß ich Euer Durchlaucht bitten, mir einige Fragen gnädigst zu

beantworten, und zwar: Sind jene Angaben, die man sich in der Stadt erzählt, wirklich wahr?

Sie sind nicht ganz unwahr?

Würden Euer Durchlaucht es wünschen, die Bande, durch welche Sie jetzt gewissermaßen mit der Baronin verbunden sind, gelöst zu sehen?

Wie wäre dieß möglich?

Vorausgesetzt, daß es auf ganz natürlichem Wege möglich wäre, würden Sie es wünschen?

Ja! versetzte der Greis mit vieler Entschiedenheit.

Auch ich habe diese Antwort aus der Situation gefolgert. Es kann dem Manne von so hoher Stellung nicht gleichgültig sein, welchen Weg eine Frau geht, die von der Welt für seine natürliche Tochter gehalten wird. Er muß, wenn diese Frau ihre Stellung verkennt, sich ins Verderben stürzt und ihren Namen und Stand mit Schmach besudelt, er muß es dann wünschen, daß dieses mißrathene Wesen nicht ihm sein Leben verdanke, daß die Welt es erfahre, daß es nicht sein Kind sei.

Madame, rief der Fürst mit bewegter Stimme, was sprechen Sie da? Hör' ich recht? Erklären Sie sich, ich bitte Sie darum.

Die Erklärung wird ganz einfach und kurz sein. Sidonie von Rottenheim ist nicht Dero Kind.

Der Greis erbebte.

Sidonie, stammelte er, nicht mein Kind? Hat Agnes mich betrogen?

Die Gräfin Agnes hat Euer Durchlaucht nicht betrogen, Sidonie ist auch nicht das Kind der Gräfin.

Wie erkläre ich mir das?

In jener Nacht, als Fräulein Agnes in meiner Wohnung eines Mädchens genas, war auch ein Bürgermädchen da. Zwei Kinder, beide Mädchen, erblickten zu gleicher Zeit das Licht der Welt. Meine Magd gab ohne weitere Achtsamkeit die kleinen Wesen zugleich ins Bad und man erkannte dann nicht, welches das Kind der Gräfin und welches jenes des Bürgermädchens sei?

Mein Gott! mein Gott!

Die beiden Wöchnerinnen einigten sich dahin, daß jede von ihnen auf's Gerathewohl eines der Kinder übernahm, worauf sie sich

gegenseitig die tiefste Verschwiegenheit des Vorfalles angelobten.

Und das Alles sagen Sie mir erst jetzt?

Ich wollte eines Theils den Frieden zweier Familien nicht stören und andern Theils erlaube ich mir die Frage: Was hätte es Euer Durchlaucht gefrommt, wenn ich früher gesprochen hätte? Würde es Sie früher nicht geschmerzt haben, sich ein Wesen entfremdet zu sehen, dessen Zukunft Sie für licht, dessen Charakter Sie ohne Schatten glaubten? Die Sonne des Lebens hat die Seele dieser Frau entfaltet, die Leidenschaften aufblühen gemacht. Euer Durchlaucht sehen jetzt klar; der Gedanke, daß dieses mißrathene Geschöpf Ihr Kind nicht sei, gereicht Ihnen jetzt zur Befriedigung, während er Sie früher tief gekränkt haben würde.

Der Fürst vermochte seiner Bewegung noch immer nicht Herr zu werden.

Madame, sagte er, Sie haben den Augenblick der Enthüllung gut gewählt. Doch drängt sich mir die Frage auf: Wie ist es Ihnen jetzt zu beweisen möglich, daß damals wirklich eine Verwechslung der Kinder Statt gefunden habe?

Der Beweis, versetzte die Wolfin, ist jetzt leicht, während er damals unmöglich war. Wollen Euer Durchlaucht gefälligst dieses Portrait ansehen?

Die Alte entfaltete bei diesen Worten das in der Hand haltende Papier und übergab das Daguerreotypbild dem Fürsten.

Dieser hatte es kaum angeblickt, so rief er: Heiliger Gott, die Gräfin Agnes!

Die ehemalige Hebamme lächelte und erwiederte: Das Mädchen heißt Lucie Driller.

Und dieses Mädchen lebt?

Es lebt in Wien und erblickte mit der Baronin von Rottenheim zugleich in meinem Hause das Licht der Welt. Die Mutter desselben hieß Hel:na Driller. Sie vergaß sich mit dem Sohne eines reichen Bürgers, der sie treulos verließ. Sie war zu stolz, um von ihm etwas zu verlangen und erzog ihr Kind schlicht und einfach, Lucie ist nach dem Tode ihrer Mutter arm aber brav geblieben Der tausendste Theil von dem, was die Baronin verschwendete, hätte sie zum glücklichsten Geschöpfe gemacht. Auch in diesem Augenblicke ahnt sie noch nicht, daß es nur ein tückischer Zufall war, der sie gleich bei ihrer Geburt dem Palaste entriß und in die niedere Hütte versetzte.

Der Greis hörte, im Anschauen des Bildes versunken, die Mittheilung an, dann sagte er: Je länger ich dieß Antlitz betrachte, desto lebhafter glaube ich, die Gräfin vor mir zu sehen. Welch' eine täuschende Aehnlichkeit! Agnes, wie sie leibte und lebte. Ja ja, das ist ihr, ist mein Kind. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie Sidonie keinen Zug ihrer Mutter aufzuweisen habe? Jetzt ist mir das Räthsel gelöst. Madame, Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen. Ich werde ihn zu vergelten wissen. Sie bieten mir die Möglichkeit, mich von einem unnatürlichen Verhältnisse zu befreien, ich werde die Gelegenheit benützen. Was das arme Mädchen betrifft, so bewahren Sie noch einige Zeit das Geheimniß, bis ich in dieser Sache einen Entschluß gefaßt habe. Geben Sie meinem Kammerdiener Ihre Adresse, damit ich Sie nöthigen Falles holen lassen kann. Jetzt lassen Sie mich allein, ich bin zu aufgeregt, ich bedarf der Erholung. Das Portrait behalte ich.

Die Wolfin entfernte sich.

Der Fürst durchkreuzte mit heftigen Schritten den Pavillon.

Das Räthsel ist gelöst, sagte er bei sich, Sidonie ist nicht mein Kind, es hat mir stets

widerstrebt, sie so zu nennen, ich suchte mich jedoch selbst zu überreden, ich wollte mich selbst täuschen. Jetzt kann ich meinem Widerwillen gegen sie freien Lauf lassen und darf mich nicht mehr empfindungslos schelten. Lucie, armes Kind! du hast vielleicht in Noth gelebt, während eine Elende, die deine Stelle einnahm, in Ueberfluß praßte. Doch, ich will gut machen, was das böse Ereigniß verschuldet. Um Lucie glücklich zu sehen, wird wenig genügen, für Sidonie war ein Fürstenthum zu klein.

Er versank in Stillschweigen. Seine Gedanken waren mit der Auffindung des Pfades beschäftiget, den er in dieser Angelegenheit einschlagen wollte.

Die Wolfin hatte indessen den Weg in die Stadt angetreten. Ein Stellwagen führte sie dahin.

Sie stieg auf dem Glacis vor dem Burgthore aus, und eilte gegen den Rennweg.

Die Alte war mit dem Erfolge bei dem Fürsten mehr als zufrieden. Hatte er sich nur einmal von Sidonie abgewendet, so konnte er Lucie nicht ohne Unterstützung lassen, dieß hätte schon hingereicht, um ihren Sohn, an dem das blaße Mädchen mit so heißer Leiden-

schaft hing, glücklich zu machen. Allein diese eine Quelle genügte ihr noch nicht, sie hatte noch eine zweite, und auch aus dieser sollte Vortheil geschöpft werden.

Ihrem Plane stand nur Eines im Wege: dieß war Jakobs Verhältniß mit Mali. Dem mußte ein Ende gemacht werden.

Die Wolfin schmeichelte sich nicht vergebens, ihren Sohn, trotz seines Widerwillens gegen Lucie, für ihre Plane willfährig zu machen, wenn Jakob nur erfuhr, daß die Seelenerlöserin die natürliche Tochter eines Fürsten sei und daß außerdem auch ein reicher Bürger sie für seine Tochter halte, so war kein Zweifel, daß er sich von Mali weg und dem blassen Mädchen zuwenden würde.

Ganz anders verhielt sich aber die Sache mit seiner Geliebten. Dieser traute die ehemalige Hebamme nicht. Mali hatte an jenem Abende, als die Mutter den Sohn von der Unterhaltung abholte, einige Worte fallen lassen, die der Wolfin viel Unruhe verursachten. Sie wollte also dieses Mädchen nicht reitzen, die gerade in diesem Augenblicke durch Bosheit und Rache ihre Plane kreuzen konnte. Sie beschloß lieber den Weg der Güte, der Vorstellung und der Ueberredung zu betreten.

Zu diesem Zwecke begab sie sich jetzt über den Rennweg in die Fasangasse in das Haus zum „nassen Hemd.“

Mali saß am Tische und nähete.

Als die Wolfin eintrat und sie grüßte, blickte sie die Alte an, machte eine finstere Miene und arbeitete weiter, ohne sich von ihrem Platze zu rühren.

Die Wolfin ließ sich unweit von ihr nieder und sagte mit freundlichem Grinsen: Immer fleißig, Mamsell, das ist brav, nur fleißig!

Das Mädchen hatte auf das Lob kein Acht.

Was nähen Sie Hübsches, Mamsell?

Dieser Frage von Seite der Alten folgte eine Untersuchung. Sie hob einzelne Stücke der alten Linnenstücke in die Höhe, ihr Kennerauge fand gleich die Bestimmung der Arbeiten heraus, denn sie sagte, wie es schien, mit Befriedigung: Ah, Kinderwäsche, schön, sehr schön!

Die Wangen des Mädchens wurden über und über roth.

Das kunstgewohnte Auge der Wolfin ruhte hierauf eine Weile auf den hübschen Formen Amaliens, dann sagte sie: Wozu beeilen Sie sich so, liebe Mamsell, Sie haben ja noch wenigstens vier Monate Frist.

Bisher hatte die Geliebte Jakobs seiner Mutter noch keiner Silbe gewürdiget, jetzt konnte Sie sich nicht mehr zurückhalten und sagte: Sind Sie, Frau Wolfin, hieher gekommen, mich an mein Unglück zu erinnern, oder liegt es in Ihrer Absicht, mich zu kränken?

Keines von Beiden, antwortete die Alte, Ihr Unglück, liebe Mamsell, ist auch für mich kein Glück, und Ihre Kränkung thut auch mir weh. Ich bin vielmehr gekommen, in Güte mit Ihnen zu sprechen und Ihnen die Lage der Dinge auseinander zu setzen. Sie werden daraus ersehen, daß ich nicht Ihr Unglück, sondern Ihr Glück will.

Ich will Sie anhören, antwortete das Mädchen, obwohl ich im Voraus weiß, daß ich von Ihnen nichts Gutes zu erwarten habe. Wir kennen uns! Madame.

Der drohende Ton der letzten Worte wirkte auf die Wolfin sehr unangenehm. Die Zukunft, versetzte sie, ihre Heuchelei noch vermehrend, wird Sie überzeugen, daß Sie mich ganz und gar nicht gekannt haben.

Schon gut, sagte das Mädchen mit Geringschätzung, ersparen Sie sich alle Versicherungen und kommen Sie zur Sache. Ich bin

auf das Schlimmste gefaßt, denn in guter Absicht sind Sie gewiß nicht zu mir gekommen.

Wie Sie mich verkennen, Mamsell! klagte die Wolfin, solche Kränkung verdient die Mutter Ihres Geliebten nicht. Vor Allem muß ich Ihnen sagen, daß Jakob von meinem Besuche bei Ihnen weiß, daß ich gewissermassen von ihm gesendet bin und mehr in seinem Auftrage, als aus eigenem Antriebe mit Ihnen spreche. Mamsell Mali, mein Sohn ist Ihnen von Herzen zugethan, und ich glaube, daß auch Sie ihm nicht abgeneigt sind. Es ist traurig für Sie, daß Sie meinen Sohn Jakob kennen gelernt haben, deßwegen traurig, weil er Sie, wie man im Leben zu sagen pflegt, unglücklich gemacht hat. Dieses Unglück wird bei Ihnen um so größer, weil Sie ein armes Mädchen sind und weil Jakob ein leichtsinniger Mensch ist, der weder Sie noch Ihr Kind versorgen kann. Sie werden seit einiger Zeit freilich bemerkt haben, daß Ihr Geliebter mehr Geld als gewöhnlich ausgiebt — dieses Geld, meine Liebe, hat er nicht verdient, sondern es sind ihm so, was man sagt, die gebratenen Tauben in den Mund geflogen und wenn Sie eigensinnig bleiben und dem Rath einer erfahrenen Frau kein Gehör schenken

werden, so hört in kurzer Zeit dieser Taubenflug auf und Jakob wird keinen Heller haben, um Ihnen in das Findelhaus eine warme Suppe senden zu können.

Bei Erwähnung des Findelhauses schreckte das Mädchen zusammen.

Die ehemalige Hebamme fuhr fort: Sie dürfen sich über das Wort nicht entsetzen, liebe Mamsell, im Gegentheil, Sie müssen sich mit demselben vertraut machen, denn ich sehe keine andere Möglichkeit für Sie, ich finde keine andere Versorgung für Ihr Kind.

Die Augen des Mädchens, starr auf die entsetzliche Frau gerichtet, begannen sich zu näſſen.

Nur fort, Madame, stammelte sie, nur weiter, fahren Sie fort, ich habe ja vorhin gesagt, daß ich bei Ihnen auf das Schlimmste gefaßt bin.

Wenn Sie glauben, liebes Kind, daß ich übertreibe, dann sprechen Sie, zeigen Sie mir eine andere Möglichkeit und ich will mich mit Freude eines Anderen, eines Besseren belehren lassen.

Nach einer Pause: Sie bleiben stumm? ein Beweis, daß auch Sie keine lichtere Zukunft vor sich sehen und die traurige Wahrheit anerkennen. Nun hören Sie mich aber

weiter an und kommen Sie endlich zur Ueberzeugung, daß ich Sie und Ihr Kind gerne versorgt, und wohl versorgt sehen möchte. Die Möglichkeit hiezu liegt ganz allein in Ihrer Hand —

In meiner Hand? rief das arme Mädchen verwundert.

Ja, Mamsell, es bedarf von Ihrer Seite nur eines Entschlusses —

Was soll ich thun?

Auf Jakobs Besitz verzichten!

Nimmermehr!

Die Wolfin überhörte den Ausruf und fuhr fort: Jakob hat das Herz eines Mädchens gewonnen, welches so reich ist, daß er nach der Heirath in den Stand gesetzt ist, Ihnen und Ihrem Kinde ein sorgenfreies Leben zu bieten, die Wahl liegt also in Ihrer eigenen Hand: entweder mit Jakob Elend und Mangel, oder ohne ihn eine angenehme Zukunft.

Das Mädchen besann sich nicht, sondern antwortete mit Entschiedenheit: Meine Wahl war bereits geschehen, bevor Sie noch gesprochen hatten, Frau Wolfin. Ich verzichte auf Jakob nicht. Ich habe gesündiget, indem ich mich mit Ihrem Sohne verging, der Himmel wird mir diese Sünde vergeben, denn sie ge-

schah aus Liebe; ich will aber nicht zum zweiten Male sündigen und mein Kind im Vorhinein zu einer vaterlosen Waise machen; davor bewahre mich mein guter Geist, denn diese Sünde geschähe nicht aus Liebe, sondern aus Gewinnsucht.

Sie glauben also, Ihrem Kinde einen Liebesdienst zu erweisen, wenn Sie es elend machen und zur Armuth verdammen?

Besser in Armuth als in Schande!

Glauben Sie denn, daß Jakob je in die Lage versetzt werden wird, Ihr Mann zu werden?

Ich hoffe es. Wenn aber auch nicht, wenn er mich sogar verstieße, so könnte ich doch meinem Kinde sagen: Der ist Dein Vater! Dieses Rechtes will ich mich nicht berauben, man soll mir nicht nachsagen, ich hätte den Vater meines Kindes um Geld verkauft.

Sie sind überspannt, meine Liebe, Sie werden sich die Sache überlegen und zu einem klügeren Entschlusse gelangen. Ich werde wieder kommen.

Ersparen Sie sich die Mühe, Frau Wolfin! es ist Schade um die Schuhe, die Sie auf dem Wege von Erdberg herüber abnützen. Sie überreden mich keines Anderen.

Thut mir leid, ich werde aber Jakob hieher schicken, vielleicht gelingt es ihm, Ihren Eigensinn zu brechen und Sie zu Ihrem Glücke zu zwingen. Gott befohlen.

Auf's Nimmerkommen, Madame! rief ihr Mali aufgeregt nach, wartete bis die Wolfin die Thüre hinter sich geschlossen hatte und spie ihr nach, ein Hausmittel, welches, einem Aberglauben zu Folge, gegen Hexen und alte Weiber sehr wirksam sein soll.

Die Ruhe des Mädchens und die Lust zur Arbeit war für heute dahin.

Sie erwartete Jakob; denn daß die Alte ihn senden würde, daran zweifelte sie nicht. Es fragte sich nur, welchen Ton er anschlagen würde? Lag das, was die Mutter sagte, wirklich in seinem Willen, oder hatte die Wolfin jenen Vorwand lügnerischer Weise gebraucht, um sie gefügiger zu machen?

Das arme Mädchen hatte Ursache genug, unruhig zu sein, sie sah daher mit Bangen und Ungeduld der Ankunft Jakobs entgegen.

Dieser war indessen zu Hause durch beinahe zwei lange Stunden von seiner Mutter in Anspruch genommen, den Inhalt ihrer Unterhaltung können wir uns erklären, das Resultat werden wir aus seiner Zusammenkunft mit Mali leicht erkennen.

Diese erfolgte an demselben Abende.

Jakob trat rasch in die Stube.

Er lächelte freundlich, eilte wie gewöhnlich auf die Geliebte zu und küßte sie.

Mali duldete den Liebesgruß und sagte traurig: Grüß' Dich Gott, Jakob! Du hast mich heute lange warten lassen, aber ich kann mir's denken, warum? Du hast mit Deiner Mutter von wichtigen Sachen sprechen müssen.

Errathen, liebe Mali, Du bist ein kluges Mädl.

Dazu gehört nicht gerade viele Klugheit. Deine Mutter war bei mir.

Ich weiß es.

Weißt Du auch, was sie mit mir gesprochen hat?

Auch das weiß ich.

Und was sagst Du dazu?

Jakob wurde ein wenig verlegen, und erwiederte: Ich bin derselben Ansicht, wie meine Mutter.

Das Auge des Mädchens blickte ihn jetzt an.

Ist es möglich? rief sie, täuscht mich mein Ohr nicht? Du hast mich nicht mehr lieb?

Mali, werde nicht heftig und laß uns in Güte sprechen. Ich hab' Dich in diesem Augenblicke noch so lieb, wie an jenem Abende,

als ich mit Dir zum ersten Male zum Tanze ging. Ich habe Dich aber nicht nur lieb, sondern ich möchte Dich auch glücklich sehen —

Glaubst Du, Jakob, daß ich glücklich sein könnte, wenn der Vater meines Kindes der Mann einer Andern wäre? Nimmermehr!

Auch ich mag jene Person nicht, die mein Weib werden soll, sie ist mir bis in die Seele zuwider, aber ich wäre ein Narr, wenn ich das Glück von mir stieße, das mir ihr Besitz sichert. Mali, wenn Du die sonderbaren Verhältnisse dieser Person kenntest, Du würdest staunen. Ich kann Dir jetzt noch nichts anvertrauen, aber wenn ich einmal ihr Mann bin, will ich Dir Alles erzählen, denn Du bleibst auch dann mein Schatz — sie wird nur mein Weib sein.

Mali bebte bei diesem Antrage.

Eher den Tod, rief sie klagend, als daß ich Dich in den Armen einer Andern wissen wollte.

Das ist eine thörichte Rede. Wir Zwei sind keine Kinder mehr, bei uns heißt es, an die Zukunft denken. Von der Liebe allein wird man nicht fett. Ich besitze nichts, Du bist auch arm, was bleibt uns für die Zukunft übrig?

Der moralische Ton in Deinem Munde steht sehr schön und kostet nicht viel. Vor einigen Tagen hast Du noch anders gesprochen.

Da hast Du recht, weil ich vor einigen Tagen die Verhältnisse noch nicht gekannt habe. Jetzt aber ist es nicht so. Man findet nicht alle Tage die Tochter eines reichen Fürsten, die in unser Eins verliebt ist.

Das Mädchen sah ihn fragend an.

Jakob, sagte sie verblüfft, bist Du bei Trost?

Nicht wahr, Du staunst?

Eine Fürstin ist sie?

Ich sage nicht, daß sie eine Fürstin ist, sondern nur, daß sie die Tochter eines Fürsten ist.

Wie versteh' ich das?

Dazu gehört doch nicht viel Scharfsinn. Denke Dir z. B. ich wäre ein Graf. Würde Dein Kind, wenn es ein Mädchen wäre, in diesem Falle eine Gräfin sein? Nein! Aber die Tochter eines Grafen wäre es doch.

Ich verstehe, sagte jetzt Amalie, sie ist die natürliche Tochter eines großen Herrn.

Sage lieber: eines reichen Herrn, denn das ist die Hauptsache, weil es mich in den Stand setzt, Dir zu helfen.

Ich danke Dir für diese Hülfe, ich bedarf Ihrer nicht. Wer mich früher halb todt schlägt und mir dann ein Almosen sendet, der ist mein Helfer nicht. Uebrigens ist es noch nicht so weit. Du bist auch noch nicht verheirathet.

Ich werde es aber bald sein.

Du wirst nicht heirathen.

Wer wird es hindern?

Wenn niemand Anderer so — ich!

Du? rief Jakob auffahrend, Mali, Du kennst mich?

Ich meine, Du solltest auch mich kennen.

Du traust mir zu viel.

Dasselbe sag' ich von Dir.

Du wirst mein Unglück nicht wollen.

Und Du nicht das meine.

Jakob fuhr auf sie los und faßte krampfhaft ihre Hand.

Ich frage Dich jetzt, rief er und seine Augen funkelten Unheil, willst du nachgeben oder nicht?

Mali sah ihn düster an und schwieg.

Er faßte sie vorne am Korsett und schüttelte sie.

Rede, Weib, oder Du machst mich wüthend.

Mali zitterte, hatte den Blick zu Boden gesenkt und blieb stumm.

Wirst Du reden? schrie er mit einer sich immer steigernden Wuth.

Was soll ich denn reden? fragte sie beklommen.

Ich will wissen, ob Du gutwillig nachgiebst und mich nicht an meinem Glücke stören willst?

Und wenn ich es nicht thue?

So mißhandle ich Dich so lange, bis —

Er hielt inne.

Bei dieser Drohung durchflog ein Gedanke die Seele der Bedrohten. Sie erkannte die Gefahr, in der sie sich befand. Sie glaubte einen Plan der Wolfin zu durchschauen, der dahin ging, sie jenes Wesens zu berauben, das ihre Ansprüche auf Jakobs Besitz rechtskräftig machte und einst gegen ihn zeugen konnte. Dieser Gefahr, die für sie die größte war, mußte sie entgehen. Hier galt es Nachgiebigkeit heucheln, um Jakob zu beschwichtigen.

Sie sagte daher zu ihm: Du hast mich früher ermahnt, nicht heftig zu werden und die Angelegenheit in Güte zu besprechen, wenn das Deine Güte ist, dann wird das Gespräch bald zu Ende sein.

Der junge Mann ließ die rohe Hand sinken und antwortete: Den Ton lasse ich mir gefallen, denn ich merke, daß Du anfängst, klug zu werden.

Daß Du meine Klugheit nur nie bereuest! dachte Mali und setzte dann laut hinzu: Glaube nicht, daß Deine Drohung mich eingeschüchtert hat, ich gebe nach, um Dir zu beweisen, daß ich Dich wirklich liebe.

Das freut mich, Mali, auch ich werde Dir gegenüber meine Anhänglichkeit und Dankbarkeit an den Tag legen.

Jakob sprach diese Worte mit einer Stimme, die freundlich hätte klingen sollen, die aber drohend und dumpf war.

Das Mädchen achtete nicht darauf, sondern nahm höhnisch lächelnd die falsche Münze für echte hin und versetzte: Die Zukunft wird zeigen, ob Du wahr sprichst. Von mir aus bist Du frei und kannst nach Gutdünken handeln. Ich werde Deinem Glücke kein Hinderniß in den Weg legen. Du wirst mir immer lieb und werth sein, nur um Eine Gefälligkeit bitte ich Dich, mach', daß Deine Mutter nie mehr zu mir kommt.

Jetzt, da Du nachgegeben, wird sie keine Ursache mehr haben, Dich zu besuchen. Wir sind also in der Ordnung?

Ganz in der Ordnung. Geh' zu Deiner Mutter und bringe ihr die Freuden-Nachricht, daß Du meiner los bist.

Jetzt erst, erwiederte Jakob, wirst Du mir doppelt lieb sein, weil ich sehe, daß Du im Stande warst, mir ein Opfer zu bringen.

Er küßte sie flüchtig und eilte fort.

Mali sah ihm — höhnisch den Kopf schüttelnd — nach.

Wir sind ganz in der Ordnung, rief sie ihm knirschend nach, nur zu, mein Lieber! Du und Deine Mutter sollt mich noch kennen lernen. Ihr zwingt mich zur Lüge und Heuchelei, ich will Euch zeigen, daß die Noth auch lügen und heucheln lehrt. Ich habe von den Leuten erzählen gehört, daß wenn Frauen sich in gesegneten Umständen befinden und stehlen, daß ihr Kind dann ein Dieb wird, daß es — wenn sie lügen und betrügen — ein Lügner und Betrüger wird, wenn dieß wahr ist, so wird mein Kind lügen, heucheln und nach Rache lechzen!

Sie erhob sich, verließ die Stube und begab sich zu ihrer Freundin, der Maschanzger-Pepi, die in ihrem Quartier beschäftiget war.

Zweites Kapitel.

Der Besuch am Sonntag Nachmittag.

Der Sonntag, an welchem jener unbekannte Besuch behufs eines Geschäftes bei Valentin angekündigt war, erschien.

Henriette sah dem Nachmittage mit Spannung, ihr Gatte mit Unruhe entgegen.

Keines von Beiden hatte auch nur eine Ahnung dessen, was kommen würde. Jedes gerieth auf falsche Fährte und erging sich in Muthmaßungen, die von der Wahrheit weit abwichen.

Valentin hatte den Kopf voll von polizeilichen Nachforschungen und die kleine Brünette erwartete irgend einen neuen Streich des jungen Mannes in der Seitenstrasse, dessen plötzliches Abtreten vom Schauplatze ihr so unglaublich vorkam, daß sie in jedem Augenblick seinem Wiedererscheinen entgegensah.

Die Neugierde der beiden Eheleute sollte

endlich, wenn auch in sehr unerwarteter Weise, befriedigt werden.

Zwischen drei und vier Uhr erschienen bei Spießer ein Mann und ein Mädchen.

Er klein, stark, mit breitem Gesicht, glatt gekämmtem Haar — sie bleich, schmächtig, blond, mit einem traurigen, schwermüthigen Blick.

Die beiden Personen waren Jakob Wolf und Lucie Driller.

Valentin und Henriette empfingen die Fremden erstaunt, doch höflich und zuvorkommend.

Jakob nahm zuerst das Wort.

Ich setze voraus, sagte er, daß Sie der Herr Spießer und Sie seine Frau Gemalin sind?

Was steht zu Diensten? fragte Valentin.

Sie haben vor ein Paar Tagen ein Billet erhalten, in welchem Ihnen angezeigt wurde, daß man mit Ihnen in Geschäftssachen zu sprechen habe. Diese Anzeige kam von mir. Ich habe wohl nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein?

Je länger Jakob sprach, desto größere Verwunderung drückte Valentins Miene aus.

Diese Stimme, murmelte er bei sich, kommt

mir verdammt bekannt vor, diesen Menschen habe ich schon irgendwo gesehen.

Ich glaube, versetzte er dann laut, daß ich mit Ihnen schon verkehrt habe.

Mein Name ist Jakob.

Alle Wetter! rief Valentin, jetzt kenne ich Sie. Sie sind der Sohn jener alten Frau in Erdberg —

Jakob machte ein Paar große Augen.

Der bin ich! antwortete er verblüfft.

Der Trunkenbold und Händelsucher! murmelte Valentin in sich hinein, denn die unangenehme Scene im Hofe der Kartenaufschlägerin tauchte in seiner Erinnernug auf.

Um auch seine Gattin mit dem Fremden bekannt zu machen, sagte er zu ihr: Dieser Herr ist der Sohn jener alten Frau, bei welcher Du neulich mit Madame Walker zu Besuche warst und von dem ich Dir erzählt habe.

Jakob wurde roth.

Lucie stand ruhig an seiner Seite, sie war eine leblose Zeugin der Scene.

Der verwunschene Prinz hatte durch mangelhafte Kombination oder Leichtsinn vergessen oder nicht erwartet, daß Valentin ihn erkennen werde. Da es jedoch geschah, so ließ

er sich davon nicht beirren und ging darüber hinweg, so wie Jemand, der sich zu erhaben dünkt, um auf eine niedrige Beschuldigung ein Wort der Entgegnung zu verlieren.

Henriette hieß die Fremden Platz nehmen.

Nachdem sie sich niedergelassen hatten, sagte Valentin, der jetzt Jakob gegenüber nicht genug Geringschätzung in jedes seiner Worte legen zu können glaubte: Darf man wissen, wer diese Mamsell ist?

O, ja! versetzte Jakob, dieses Mädchen sitzt in doppelter Eigenschaft hier. Sie ist Erstens meine Braut —

Jakob hielt inne.

Valentin dachte: Hat D i e keinen größeren Lumpen finden können?

Der Seelenerlöser fuhr fort und behielt dabei Valentin fest im Auge: Ja, ja, sie ist Erstens meine Braut und Zweitens ist sie auch — I h r e T o c h t e r!

Die Wirkung dieser Worte war eine schlagartige.

Meine Tochter! schrie Valentin entsetzt und glotzte das blasse Mädchen mit stieren Augen an.

Seine Tochter! rief Henriette und drückte die flache Hand an die brennend gewordene Stirn.

Jakobs Blick ruhte triumphirend auf dem Ehepaare.

Lucie senkte das Auge in den Schooß und saß so ruhig da, als ob von ihr gar nicht die Rede wäre.

Jakob hatte über dieses Wesen, dessen alle Gefühle sich nur in Einem Punkte, in der Leidenschaft zu dem verwunschenen Prinzen konzentrirten, bereits eine solche Herrschaft und eine solche Uebermacht gewonnen, daß es nur Eines Blickes bedurfte, um das Mädchen zu stärken, aufzurichten und ihr Benehmen nach seinem Willen zu bemessen.

Valentin, im ersten Augenblicke wähnend, es herrsche hier ein Betrug oder ein Mißverständniß, sprach jetzt zu dem Mädchen: Sie, meine Tochter? Wie heißen Sie?

Lucie Driller! anwortete die Blasse traurig.

Lucie Driller? schrie jetzt Valentin neuerdings auf und sank erstarrt auf seinen Sitz zurück.

Henriette athmete schwer auf. Ihr Blick ruhte finster auf dem Mädchen, welches die Schuld ihres Gatten als lebendiger Zeuge manifestirte.

Eine stumme Pause verstrich.

Jakob brach zuerst das Stillschweigen.

Wäre es nicht gut, Herr Spießer, sagte er, wenn wir Beide allein die Sache besprächen?

Henriette unterbrach ihn.

Nicht doch, mein Herr! Sie waren früher so boshaft, die schöne Enthüllung in meiner Gegenwart zu machen, jetzt will ich hören, was Sie eigentlich hier wollen? Ich bin die Frau des Hauses — ich werde es vielleicht nicht mehr lange sein — allein, so lange ich es bin, will ich auch wissen, was hier vorgeht.

Zu Valentin gewandt, sagte sie, eine tiefe Verletzung ihres Gefühls beurkundend: Nun, was bist Du Deinem Kinde gegenüber so kalt? Vor mir brauchst Du Dir keinen Zwang anzuthun, überlaß Dich Deinem väterlichen Gefühle. Du bist auf Einmal nicht nur zu einer erwachsenen Tochter, sondern auch zu einem Eidam gekommen.

Die Worte seiner Gattin drangen dem armen Bürger bis in die innerste Seele. Das Erste Gefühl, welches sich seiner nach der Ueberraschung bemächtigte, war die Schaam, dann kam das Bewußtsein seiner Schuld, und endlich die dunkle Ahnung jener unliebsamen Folgen, welche dieses Wiederfinden nach sich zu ziehen geeignet war.

Henriette, stammelte er kleinlaut zu seiner Gattin, ich glaube doch, daß es besser sein würde, wenn Du Dich auf Dein Zimmer begibst —

Ich bleibe! entgegnete die junge Frau mit Entschiedenheit, ich will wissen, zu welchem Zwecke dieser Herr und dieses Mädchen uns heute besucht haben?

Das sollen Sie gleich erfahren, Frau von Spießer! antwortete der verwunschene Prinz, die Sache ist so klar wie ein Thautropfen. Meine Lucie ist ein armes Mädchen, und ich, ich sage es aufrichtig, ich bin auch nicht reich. Wir lernten uns kennen und lieben uns. Wir lieben uns so sehr, daß wir uns gerne heirathen möchten. Da wir aber Beide Nichts haben, so geht das etwas schwer. Ich fragte meine Verlobte, ob sie denn gar keine Anverwandten habe, wo wir uns eine kleine Unterstützung holen könnten? Da antwortete sie mir: Meine Mutter ist todt und sonst habe ich Niemanden!

Gar Niemanden? fragte ich.

Darauf sagte sie: Oh, ich habe noch einen Vater, aber der ist reich, der will mich nicht kennen.

Als Jakob diese abscheuliche Lüge mit einer bewundernswerthen Gemüthlichkeit vorgetragen

hatte, wandte er sich zu Lucie und sagte: Nicht wahr, mein Schatz, es ist so?

Ja! antwortete das blasse Mädchen, von seinem Blicke beherrscht, ich habe so gesprochen.

Der verwunschene Prinz fuhr fort: Nachdem ich dieß gehört hatte, dachte ich mir, ein Vater, wenn auch nur ein natürlicher Vater, ist doch ein Verwandter, dahero gehen wir zu ihm, er kann schon Etwas für sein Kind thun, er hat ja noch gar Nichts für dasselbe ausgegeben —

Ich habe mich, unterbrach Valentin den Sprecher, als ich mich von Helene — Luciens Mutter — trennte, mit ihr abgefunden. Ich gab ihr eine Summe Geldes, womit sie sich begnügte und mir versprach, mir nie mehr zur Last zu fallen und ihr Kind an den Gedanken zu gewöhnen, daß sein Vater todt sei. Helene hat ihr Wort nicht gehalten.

Valentin that der ehemaligen Geliebten, ohne daß er es wußte, noch im Tode Unrecht. Helene hatte Wort gehalten. Lucie glaubte ihren Vater schon lange gestorben und wurde erst durch die Intriguen der Wolfin aus ihrer Verborgenheit hervorgezogen.

Thut mir leid, beantwortete Jakob die frühere Rede, daß ich Sie auf Etwas aufmerksam machen muß. Sie haben sich mit der Mutter

abgefunden, das mag wahr sein; allein, die Mutter ist nicht das Kind — was die Mutter hatte, hat das Kind nicht. Wenn man so reich ist, wie Sie, und hat ein Kind in der Welt herumlaufen, so sollte man doch nicht ganz und gar daran vergessen. Meine Braut ist nicht gekommen, um etwa große Forderungen geltend zu machen, allein, auf eine kleine Aussteuer glaubt sie in diesem Momente doch einen gerechten Anspruch zu haben. Und um Das bitte auch ich Sie, Herr Schwiegervater!

Als Valentin sich von diesem Taugenichts „Herr Schwiegervater" tituliren hörte und dabei das höhnische Lächeln seiner jungen Frau bemerkte, wuchs seine Entrüstung zu einer solchen Größe an, daß sie alle übrigen Gefühle überflügelte und ihn zu dem Ausrufe ermuthigte: Der Teufel ist Ihr Schwiegervater und nicht ich! Wenn Sie glauben, nur zu mir kommen zu dürfen und hier gleich eine Summe als Aussteuer zu erhalten, so haben Sie sich geirrt. Ich bin nicht gewohnt, Trunkenbolde und Raufhändler zu unterstützen. Wenn ich für dieses Mädchen ja Etwas zu thun mich entschließe, so wird das Erste sein, daß ich sie von Ihnen trenne.

Jetzt fuhr Lucie zusammen.

Sie wollen mich von Jakob trennen? sagte sie ängstlich, nein, nein, das werden Sie nicht, Vater! Das würde Ihnen, wenn Sie es auch wollten, nicht gelingen! Ich lasse nicht von ihm und Niemand ist im Stande, mich zu zwingen, daß ich ihn aufgebe.

Der Seelenerlöser warf einen triumphirenden Blick auf Valentin.

Dieser wendete sich in seinem Eifer an Lucie: Wer meine Hilfe in Anspruch nimmt, muß auch meinen Rath hören. Glauben Sie, mit diesem Menschen glücklich zu sein? Welches Weib ist noch je mit einem Manne glücklich gewesen, der ein Säufer war?

Herr Spießer! rief jetzt Jakob, um allen weiteren Erklärungen vorzubeugen, ich bin nicht hierhergekommen, um mich von Ihnen beleidigen zu lassen. Sie haben kein Recht, mich zu beschimpfen. Sie sahen mich einmal in einer etwas weinlustigen Laune, Aehnliches ist Ihnen gewiß auch schon widerfahren, deshalb fällt es mir aber doch nicht ein, Sie einen Säufer zu nennen. Ihre väterliche Autorität ist zu jung, viel zu jung, um Luciens Herz von dem meinen loszureißen, da hätten Sie früher kommen müssen, oder besser, Sie hätten Luciens Mutter gar nicht verlassen und verstoßen dürfen.

Bei diesem Vorwurfe wurde Valentin noch ärgerlicher.

Wenn das Mädchen nicht von Ihnen läßt, rief er, dann mag sie bei Ihnen bleiben. Ich kann sie nicht zwingen; aber ich weiß, was ich dann zu thun haben werde.

Ich verstehe, lächelte Jakob höhnisch; Sie wollen damit sagen, daß Sie ihr in diesem Falle Ihre Unterstützung entziehen würden? Ins Himmelsnamen! wir werden es ertragen müssen, aber für diesen Fall habe ich ein kluges Plänchen ersonnen. Kommende Woche heirathe ich und ziehe mit Lucie hierher in Ihre Nachbarschaft. Kaum werden wir drei Tage da gewohnt haben, so wird es schon die ganze Nachbarschaft und der halbe Grund wissen, daß Lucie Ihre Tochter ist. Wir werden im Taglohn arbeiten. Denken Sie sich z. B.: ich spalte beim Hause gegenüber Holz und Lucie steht darneben mit der Säge. Da werden die Leute sagen: „Seht, seht, wie die Tochter des reichen Spießer Holz schneidet!“ die Andern werden rufen: „Pfui Teufel! wie kann man sein eigen Kind so darben lassen?“ Ein Dritter wird hinzusetzen: „Ja, Kinder in die Welt setzen ist keine Kunst, aber sie anständig versorgen, das kann oder will nicht ein Jeder!“

Bei dieser, mit raffinirter Bosheit ersonnenen, Drohung wurde es dem armen Valentin ganz gruselig um's Herz. Er warf einen flehenden Blick auf Henriette, der sie aufforderte, ihm in dieser peinlichen Situation beizustehen; allein die junge Frau saß jetzt wie eine Statue da, mit kalten Zügen, kaltem Blick, dem äußeren Anschein nach ohne Leben, ohne Empfindung.

Als der Bedrängte von dieser Seite keine Unterstützung erhielt, wendete er sich an Lucie: Ich kann von Ihnen nicht fordern, daß Sie für mich, den Sie in Ihrem Leben nicht gesehen haben, irgend eine Art kindlichen Gefühls hegen sollen; aber um Eines bitte ich Sie doch, schenken Sie mir eine Stunde, wo ich mit Ihnen allein sprechen kann.

Wird nicht bewilliget, rief der verwunschene Prinz mit einer Dictatorsstimme, kann nicht bewilliget werden. Ich habe ein Recht auf Lucie, Sie nicht. Ich bin Lucien's Mann, d. h. ich bin es zwar in diesem Augenblicke noch nicht, aber in einigen Tagen werde ich es sein. Also entweder — oder! Das Höchste, was ich bewilligen kann, sind einige Tage Frist; dann komme ich wieder, aber ich allein

ohne Lucie, um zu vernehmen, was Sie beschlossen haben.

Er winkte dem blassen Mädchen, indem er sich erhob.

Sie that dasselbe.

Komm, mein Schatz! sagte er, laß uns mitsammen in die Kirche gehen und für Deine arme Mutter beten.

Meine Mutter! brach jetzt Lucie los, arme Seele, sie leidet noch immer.

Die auf ausdrücklichen Befehl des Seelen-Erlösers bis jetzt verhaltene Theilnahme für arme Seelen brach sich nun gewaltsam Bahn.

Jakob faßte daher ihre Hand und bevor die Blasse ihrer weiteren Bekümmerniß über die armen Seelen freien Lauf lassen konnte, waren sie aus dem Zimmer.

In einer Seitengasse hielt ein Fiaker. Die beiden jungen Leute stiegen in den Wagen, wo sie von der harrenden Wolfin empfangen wurden.

Der Fiaker hatte die Weisung, gegen Erdberg zu fahren.

Nun, wie ist es gegangen? fragte die abgebüßte Seele neugierig.

Sehr gut! antwortete Jakob, der Lump ist zwar hart, aber wir werden ihn schon weich kochen.

War seine junge Frau gegenwärtig?

Vom Anfang bis zum Ende!

Das ist gut! Denn nun wird es zwischen den Eheleuten Feuer geben; die Frau ist ohnedem keine Tugend; von nun an wird sie gar keine Scheu und keine Rücksicht mehr haben, dieß Alles kann für Lucie und für uns nur günstig sein. Wie hat sich unsere liebe Lucie benommen?

Sehr gut, vortrefflich! Komm, mein Schatz! weil Du so brav warst, darfst Du mir einen Kuß geben.

Lucie drückte den verwunschenen Prinzen leidenschaftlich an sich.

Jakob fuhr fort: Sie hat sich ganz so gehalten, wie ich es ihr anbefohlen habe. Kein Wort von den armen Seelen; am Ende vergaß sie sich zwar ein wenig, aber das kam just recht.

Ach, Jakob! sagte das blasse Mädchen traurig, ich thue ja Alles gerne, was Du befiehlst, wenn Du mich nur lieb hast und wenn Du nur meine arme Mutter aus dem Fegefeuer erlösest.

Wird geschehen, antwortete der Taugenichts besänftigend, Alles auf einmal kann ich nicht thun, Du mußt Dich gedulden; aber

längstens bis zum Charfreitag, dann, wenn nicht eher, ist Deine Mutter frei.

Ist der Mann, bei dem wir jetzt waren, wirklich mein Vater?

Warum nicht gar? versetzte die Wolfin, ich habe es ja Dir schon gesagt, daß es nicht Dein Vater ist; Dein Vater ist ein ganz Anderer, aber dieser Mann glaubt, er sei Dein Vater, und weil er es glaubt, so soll er Dir von seinem Reichthume auch etwas zu Gute kommen lassen.

Ach, sagte Lucie, ich bin ja jetzt wirklich arm; ich habe wenig mehr von dem, was meine Mutter mir hinterließ.

Ja, das geht nicht anders, erwiederte Jakob in seiner frechen Weise; Seelenerlösen kostet viel Geld und weil Du keines mehr hast, so müssen wir dahin arbeiten, wieder eins zu bekommen. Der Lump wird schon schwitzen müssen, da laß nur mich machen.

Dann sich zur Mutter wendend, sagte er: Liebe Mutter, ich muß Ihnen in Bezug auf Lucie einen Vorschlag machen. Ich finde die Wohnung meiner Braut in der Alleegasse zu abseitig. Sie wohnt dort allein und unter fremden Menschen. Ich meine, sie soll zu uns ziehen. Die Hinterstube in unserem Hause

wird für sie gerade recht sein. Es ist nothwendig, daß sie sich jetzt unter unserer Aufsicht befinde. Man kann nicht wissen, was Herr Spießer im Schilde führt? Ich glaube daher, Lucie soll jetzt gleich mit uns fahren, und ihre Einrichtung kann Morgen nachgeschafft werden.

Deine Vorsicht freut mich, antwortete die abgebüßte Seele; wenn unsere Freundin einverstanden ist, so bin ich entzückt, sie bei uns zu haben.

Wenn Jakob es erlaubt, versetzte das Mädchen, ich willige recht gerne ein. Für mich gibt es ja nichts Freudigeres, als in seiner Nähe zu sein.

Das Kleeblatt im Fiaker war zu sehr mit sich selbst beschäftiget, als daß es auf Das hätte achten können, was außerhalb seines Kreises vorging.

Jakob und seine Mutter waren den ganzen Nachmittag hindurch von einem Schatten verfolgt, auf den sie in ihrer Arglosigkeit gar keine Acht hatten.

Er verfolgte sie von ihrer Wohnung bis in die Alleegasse, ging hinter ihnen, nachdem sie dort Lucie abgeholt hatten, bis zur Karlskirche, wo ihrer ein Fiaker harrte. Der Schatten

eilte dem Wagen nach in die Rothgasse; als Jakob und Lucie ausstiegen, ließ er sie in's Haus treten, ging jedoch nach, sah sie im ersten Stock eintreten und erkundigte sich dann unten um den Namen der Parthei im ersten Stocke.

Auf- und abgehend, wartete er die Rückkunft der jungen Leute ab, und als diese erfolgte, war er wieder unermüdet hinter dem Wagen her. So ging es fort bis nach Erdberg. Das Kleeblatt ging in die Hütte und der Schatten, als er den Fiaker davon fahren sah, flog spornstreich durch Erdberg gegen den Rennweg in die Fasangasse. Das Haus zum „Nassen Hemd" war sein Ziel.

Die Maschanzger-Pepi und Mali erwarteten ihn.

Ah, rief die Geliebte Jakobs bei seinem Eintritte, da ist Ignaz; jetzt werden wir Neues hören!

Kuriose Neuigkeiten! rief der Schatz der Wäscherin, aber laßt mich vorher nur ausschnaufen, denn ich bin gerannt wie besessen.

Du hast ihn also gesehen, Nazi?

Dieser bejahte durch eine Kopfbewegung die Frage.

Und s i e ?

Auch sie!

Ich hab' mir's gleich gedacht, daß wir ihm nur heut nachspüren dürfen. Er ist noch keinen Sonntag, so lang wir Beide mit einander gehen, ausgeblieben. Heute Morgen kommt er plötzlich mit einer Ausred', daß er Nachmittags Geschäfte halber nicht kommen könne. Ich hab' mir mein' Theil gedacht und hab' g'schwiegen. Jetzt werden wir seine Geschäfte erfahren.

Nazi, ich bitt' Dich, erzähle, was Du gesehen und gehört hast.

Der junge Bursche begann — etwas zu Athem gekommen — seine Mittheilung.

Die beiden Mädchen hörten ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu.

Mali ballte zuweilen ihre Fäuste und schwang sie drohend gegen die Thüre, was natürlich dem ungetreuen Liebhaber galt. Die Maschanzger-Pepi beruhigte sie jederzeit durch theilnehmende Gebehrden, um den Berichterstatter in seiner umständlichen Mittheilung nicht zu stören.

Als Nazi endlich fertig war, sagte sie: Nur ruhig, liebe Mali, mit dem Aerger schadest Du nur Dir und Deinem Kinde, da mußt Du ganz phlegmatisch bleiben. Wir werden

dem Spitzbuben mit der größten Gelassenheit einen Strich durch die Rechnung ziehen, daß ihm darüber Hören und Sehen vergehen soll.

Jetzt laß' hören, Ignaz, wie sieht sie aus, ist sie jung, schön?

Auf diese Frage Mali's antwortete der Bursche: So wie ich bemerkt hab', ist sie schon tief in den Zwanzigen, dabei sehr blaß und mager; mir könnt' sie ganz und gar nicht gefallen.

Hat er mit ihr freundlich gethan?

Na, ob! Er hat sie behandelt wie ein Fräulein.

Oh, das kann er, wenn er will! klagte das verlassene Mädchen.

Jetzt, Leutln, hörts auf mit dem nutzlosen Reden und laßt's uns an etwas G'scheiteres denken! sagte die Maschanzger-Pepi; vor Allem ist es nothwendig, daß wir über das Mädchen etwas Näheres erfahren. Da wird uns die Hausmeisterin, die Frau Hedwig, gute Dienste leisten. Sie muß Morgen in das Haus in der Alleegasse gehen und dort Erkundigungen einziehen. Damit wir erfahren, was das saubere Paarl in der Kothgasse gemacht hat, wird unser Hausmeister, der Herr Florian, in Anspruch genommen. Er soll ganz offen zu

den Leuten im ersten Stock gehen und sie vor dem jungen Menschen warnen. Sie werden Vertrauen zu ihm fassen und ihm die Ursache von Jakobs Besuch gewiß nicht verhehlen. Lieber Ignaz, Du mußt gleich wieder hinüber nach Erdberg und auszuspioniren trachten, ob die Blasse noch dort ist, wann sie fortgeht und wohin sie dann geht?

Der Kommandirte machte sich eilig auf die Füße.

Wir müssen trachten, fuhr die Arbeiterin zu ihrer Freundin fort, von Allem genaue Kenntniß zu erhalten. Der ganze Boden, auf dem er steht, muß unterminirt werden. Die blasse Person soll, wie Jakob zu Dir gesagt hat, die natürliche Tochter eines Fürsten sein; auch darüber werden wir Näheres erfahren. Den Namen dieses Fürsten müssen wir wissen. Morgen ist gerade Montag, wo ich in die Stadt geh', um die Wäsche abzuholen. Ich habe auf der Freiung eine Baronin zur Kundschaft. Die Kammerjungfer ist mit mir sehr gut. Dieser will ich die Sache anvertrauen. Wir wollen schon sehen, ob wir dem Patron die Courage abkaufen oder nicht. Er soll die Maschanzger-Pepi erst recht kennen lernen.

Mali fiel der Freundin weinend an die Brust und sagte: Du bist eine treue Seele!

Ich hab' Ehr' und Gefühl im Leib, antwortete die Arbeiterin, und Du bist meine Freundin, das ist Alles! Eine solche Schlechtigkeit darf man nicht ruhig hingehen lassen.

Die beiden Mädchen unterhielten sich noch lange mit einander, denn Herr Nazi säumte mit der Rückkunft.

Diese erfolgte endlich kurz vor der Thorsperre.

Der Bote erzählte, daß die neue Geliebte Jakobs das Haus gar nicht mehr verlassen habe und daß sie in der Hinterstube einquartiert worden sei.

Der Lump macht sich's kommod, rief die Maschanzger-Pepi, aber wir werden ihm die Kommodität schon vertreiben.

Bist Du nicht bemerkt worden? fragte sie ihren Geliebten.

O nein, ich hab' die G'schicht' sehr pfiffig ang'stellt! Ein Bekannter von mir wohnt in der Nachbarschaft. Von seinem Garten kommt man bequem in den Garten der Wolfin. Ich hab' mich also bis zum Fenster der Hinterstube g'schlichen und hab' g'seh'n, wie die Blasse zu Bett gegangen ist.

Nazi, Du hast Deine Sache gut gemacht, Du verdienst, daß man Dich in Gold faßt. Ver-

giß nicht, morgen Vormittag herzukommen, denn Du mußt den Hausmeistersleuten die Häuser in der Allee- und in der Rothgasse zeigen. Jetzt b'hüt Gott, mein Schatz! schlaf gut und träum' von Deiner Pepi.

Die Liebenden umarmten sich herzlich, dann schob die Arbeiterin den Geliebten ihrer Freundin zu, welche ihn ebenfalls umarmte. Nazi rief noch: „Lebt's wohl, Mäd'ls, und laßt's Euch nichts Schlechtes träumen!" und verließ die Wohnung und das Haus.

Die beiden Mädchen gingen zu Bette.

Drittes Kapitel.

Den Dank, Dame! begehr' ich nicht!

Wir bitten den geneigten Leser, nicht zu vergessen, daß mehrere Scenen unseres Gemäldes an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit spielen.

Es ist dieses bei einem Stoffe, der in verschiedene Theile sich abzweigt, um schließlich in Eins zusammenzulaufen, nicht anders möglich.

Der Erzähler sieht sich daher gezwungen, in der einen Richtung bis zu einem gewissen Ruhepunkte fortzufahren, und dann in der andern das nachzuholen, was sich dort mittlerweile ereignet hat.

Dieser Uebelstand — und ein Uebelstand ist und bleibt es — wird in so lange hingenommen werden müssen, als die Leser Reichhaltigkeit des Stoffes beanspruchen. Viele Erzähler suchten den Nachtheil der Unterbrechung dadurch zu beseitigen, daß sie an einer spannenden Stelle das Kapitel schlossen und gleichsam mit einem Sprunge zu dem

andern Theile der Erzählung übergingen; auch wir huldigten in früherer Zeit dieser Mode, allein wir kamen später davon ab, um dem nicht ungerechten Vorwurfe des Effekthaschens zu entgehen.

Wir sind in unserem Gemälde, was die Intrigue der Wolfin anbelangt, zu einem Ruhepunkte gekommen.

Die ehemalige Hebamme hat ihre Mine gegraben und die Gegner beginnen die Contre-Minen anzulegen.

Wir wenden uns jetzt wieder dem Jünglinge zu, den wir seit seinem letzten Abentheuer aus den Augen verloren.

Adolar war dazu ausersehen, die Baronesse Sidonie von Rottenheim aus einer großen Gefahr zu befreien.

Es war eine jener boshaften Ironien des Schicksals, die gerade ihn zum Retter jener Frau machte, welche vor Kurzem die Mutter seiner Geliebten mit so ungewöhnlicher Hartherzigkeit behandelt hatte.

Der Jüngling freute sich darüber, denn nun war es ihm möglich, der Dame bei Gelegenheit verstehen zu geben, wie ein Mensch immer auf die Hilfe des Andern angewiesen sei.

So vornehm, so schön, sagte Adolar bei sich, und doch so hart gegen die Bedrängten! Wer würde es ihr ansehen?

Nebst der jungen Baronin gab es jetzt noch Einen Gegenstand, der seine Gedanken beschäftigte. Es war der Buckelige, dessen zweimaliges Begegnen eben so auffallend, wie dessen kurze Andeutung Neugierde erregend war. Auch Dem, nahm sich unser junger Freund vor, bei Gelegenheit einen Besuch abzustatten, um den Zusammenhang zu erfahren, in welchem sein Unglück mit jenem der Familie Linden stehe.

Die Baronin, der Buckelige und Pauline waren also die Achse, um welche sich sein ganzes Ideensystem bewegte, und es gehörte das von Jugend auf eingewurzelte Bedürfniß nach einer ernsten Beschäftigung dazu, um ihn auch andere Dinge nicht vergessen zu lassen.

Bei seiner nächsten Zwiesprache mit dem Vater, äußerte Adolar den Wunsch, Fechten, Schwimmen und Reiten zu lernen.

Der alte Wiener schüttelte verwundert den Kopf. Er begriff nicht, wie der Jüngling auf die Idee kam, dergleichen Forderungen zu stellen? Da sie jedoch zur körperlichen Ausbildung eines jungen Mannes nützlich waren und die alte Ursula, wie natürlich, ihren Pflegesohn aufs

Beredsamste unterstützte, wobei es an „Schand und Spott," besonders aber an „Skandal" nicht mangelte, so willigte Herr Hilarius ein.

Durch diese neuen Zugeständnisse gewann die Freiheit Adolars abermals eine weitere Ausdehnung. Die neuen Unterrichtsstunden beschäftigten ihn außer Hause, der alte Wiener sah sich also bemüßigt, die Bande abermals zu lockern und setzte fest, daß der Jüngling, mit Ausnahme des täglichen Kirchenganges an seiner Seite, von nun an die ganze Zeit bis zum Anbruche der Nacht, zu seiner Verfügung haben solle.

Adolar war hiermit sehr zufrieden und die alte Ursula lispelte ihm in der Küche zu: So ist's recht, jetzt wird der alte Herr bald ganz aus dem Felde geschlagen sein, machen Sie nur Ihren Mann, sonst wär's ein Skandal.

Und Adolar machte wirklich seinen Mann.

Es ist Etwas ganz Anderes um einen Menschen, der wissenschaftlich gebildet in die Welt tritt; die Wissenschaft bietet immer einen Anhaltspunkt, eine Leitschnur, eine Stütze. Vom Studium her ist man gewohnt zu erwägen, zu prüfen, zu sondern und zu sichten.

Das war nun bei Adolar der Fall. So jung er auch war, so unternahm er doch nichts,

ohne es früher reiflich überdacht zu haben. So z. B. wäre er gern schon am nächsten Tage zur Baronesse Rottenheim gegangen, um sie an ihre Härte gegen die alte Linden zu erinnern, allein, er erwog, daß der Dame sein Interesse für diese Familie auffallen und daß dieß nicht ohne Nachtheil für Pauline geschehen würde. Er unterdrückte daher das Gelüste und beschloß, die Dame erst dann zu besuchen, wenn sie ihn ausdrücklich dazu auffordern würde, und auch in diesem Falle wollte er sehr behutsam sein.

Die Gelegenheit hierzu blieb nicht lange aus.

Schon in den nächsten Tagen kam ein Billet ins Haus, welches an unsern jungen Freund gerichtet war und ihn zur Baronin einlud.

Zum Glück für Adolar kam das Billet in die Hände Ursula's.

Das Papier war mit allen Wohlgerüchen geschwängert und die ehemalige Amme lächelte verschmitzt.

Das kömmt von einer Dame! murmelte sie vergnügt und rieb sich die Hände, so viel habe ich schon weg. Oh, ich habe es ja gleich gewußt, daß er Eroberungen machen wird, er ist zu hübsch. Das junge Blut schießt ihm ja ordentlich bei den Wangen heraus; nun, es kann auch nicht anders sein, ich war ja seine Amme,

und „Muttermilch macht groß oder klein, grob oder fein," sagt ein altes Sprüchlein.

Adolar überkam hinter dem Rücken des Vaters das Billet, las es und beschloß, der Einladung Folge zu leisten.

Ursula konnte nicht umhin, ihm einige wohlgemeinte Lehren und Verhaltungsregeln einzuprägen.

Nur fein herausgeputzt! sagte sie mit geheimnißvoller Wichtigkeit, das ist die Hauptsache. Wer bei unsern Frauen sein Glück machen will, muß immer auf den Glanz hergestellt sein. Da hätten Sie meinen seligen Kanonier sehen sollen, der war immer zusammengewichst, daß Einem das Herz im Leibe gelacht hat. Die hohen Kanonenstiefel, wie ein Postillon, die engen weißen Hosen stramm und straff angezogen, und dann der unbändige Wackler — das ist nämlich der Federbusch — Herr Gott! wenn er so dahergestiefelt kam, da haben die Gumpendorferinnen die Köpfe zusammengesteckt; hat aber nichts genützt, ich war die Siegerin. Die Erscheinung ist Alles, darum nur schön und modern. Was im Kopfe darin ist, daran liegt nichts, ob voll oder leer, ob gut oder böse, ob pfiffig oder dumm, wenn nur die Außenseite glänzt und strotzt. Haupterfordernisse sind: Wei-

ßer Kragen, lakirte Stiefel, schwefelgelbe Handschuhe und riechende Haare. Dann immer fein auf den Fußspitzen einhergehen, mit dem Spazierstäbchen spielen und das Glas — ach Gott! mir scheint gar, Sie haben noch kein Glas, Herr Adolar?

Wozu denn? Ich habe ja gesunde Augen!

Ei, du liebe Unschuld! als ob man einen Zwinker der Augen halber trüge! Ein solches Glas hat den Zweck, damit man fein Frazen schneiden und mit dem Gesichte Grimassen machen lernt. Das gehört auch zur Noblesse. Ich bitte Sie, junger Herr, gehen Sie ja ohne Zwinker zu keiner Dame, man könnte es sehr übel auslegen, Ihnen sogar den Vorstädter ansehen und das wär ein Skandal!

Adolar lächelte über die mütterliche Fürsorge der guten Alten, doch verwendete er auf seine Toilette mehr als gewöhnliche Sorgfalt, bevor er sich auf den Weg zur Baronin machte.

Es war gegen die Mittagsstunde, als ein Fiaker vor dem Hotel Rottenheim hielt. Aus demselben stieg Adolar.

Der Portier, wahrscheinlich von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, verneigte sich tief vor dem jungen Manne.

Die Glocke ertönte — Diener eilten herbei

— unser junger Bekannter wurde mit Ehrfurcht begrüßt und die Thüren bis zu jener, welche in das Empfangskabinet der Dame führte, flogen vor ihm auf, ohne daß er es nöthig hatte, eine Hand in Bewegung zu setzen.

Die Baronin, ein in dunklem Maroquin gebundenes Buch in der Hand, saß oder lehnte vielmehr in einem Fauteuil, dessen dunkelgrüner Atlasstoff einen vortheilhaften Hintergrund bildete für die aus lichten Farben bestehende Morgen-Negligee der reizenden Dame.

Ein taubengrauer Moußelinüberwurf, den Busen nur verrätherisch verhüllend, um die Hüften von einer breiten, schweren seidenen Schleife umsponnen, unten nicht ganz bis an die Knöchel reichend, das war der Haupttheil ihres Anzuges.

Der niedliche kleine Fuß, in dunkelrothen Atlaspantöffelchen steckend, ruhte auf einem Polsterschemmel, der mit dem Fauteuil von gleichem Stoff und gleicher Farbe war.

Das blonde Haar, à la grec frisirt, verlieh dem reizenden Frauenkopfe eine gewisse Würde, die von dem Blicke auf's Kräftigste unterstützt wurde.

Die junge Frau lehnte, wie wir erwähnt haben, im Fauteuil; ihr linker Fuß stützte sich

auf den Schemmel, der rechte war über den linken geschlagen; dadurch verschob sich unten der Ueberwurf in Etwas und zeigte die herrliche Bildung des Unterbeines.

In dieser frivolen Stellung empfing Sidonie den Jüngling.

Als er eintrat, legte die Baronin das Buch bei Seite und sagte: Mein Herr, aus Ihrem Erscheinen sehe ich, daß Sie meine Einladung erhalten haben. Ich bitte Sie, mein Verlangen, Ihnen für die mir geleistete Hilfe persönlich zu danken, nicht für Zudringlichkeit zu halten.

Es bedarf des Dankes nicht, gnädige Frau! antwortete Adolar höflich aber gemessen, ich that nur, was im Augenblicke der Gefahr die Pflicht gebot; daß ich Ihnen beigestanden, war ein Zufall, wozu also der Dank?

Adolar vermochte den herben Ton nicht zu beseitigen, zu den ihn sein Gefühl veranlaßte; er sah nicht die reizende, verführerische Frau vor sich, sondern die Dame, die vor Kurzem eine bittende Arme mit Härte von sich wies.

Die Baronin wurde von dem Tone des jungen Mannes etwas betroffen.

Sie sprechen sehr stolz, mein junger Retter! sagte sie lächelnd. „Stolz will ich den Spanier!“ sagt zwar unser Schiller, aber wir sind ja keine

Spanier, sondern Oesterreicher; Oesterreicher, deren Gemüthlichkeit eben so sprichwörtlich geworden ist, wie ihre Herzensgüte.

Finden Sie, gnädige Frau, dieses Sprichwörtliche gerechtfertigt?

Sidonie dachte eine Weile nach und erwiederte dann: O, ja zum größten Theil; die neuere Zeit begann zwar an dessen Säulen zu rütteln, aber sie vermochte nicht, sie umzuwerfen; wenn auch die Gemüthlichkeit entschwunden ist, die Herzensgüte blieb doch.

Es scheint auch diese allseits nicht mehr vorhanden! antwortete der Jüngling, indem er die Dame mit einem unfreundlichen Blicke fixirte.

Sidonie wußte sich das ungalante Benehmen des jungen Mannes nicht zu deuten; daß dieß nicht ohne Ursache geschah, war gewiß, man merkte es dem jungen Manne ab, daß er feinerer Manieren fähig war, und daß die brüsquen absichtlich gewählt waren.

Jeden Anderen würde die Baronesse Rottenheim in solchem Falle mit finsterer Miene von sich gewiesen haben, bei Adolar that sie es nicht. Seinem jugendlichen Antlitze, auf dem fast mädchenhaft noch Lilien und Rosen im Kampfe lagen, stand die düstere Kälte gut, es wurde nur noch interessanter, und daß Sido-

nie an dieser Unschuld Interesse nahm, wird doch Jeder natürlich finden, der die Dame kannte.

Sie haben, versetzte sie, auf Adolars letzte Rede, eine eigenthümliche Weise, Menschen von sich zu halten, die sich Ihnen dankbar nähern wollen. Was giebt Ihnen Ursache, zu behaupten, daß man in Wien bereits anfange, die Herzensgüte zu vermissen?

Die Erfahrung, gnädige Frau!

Sie werden mir vielleicht einzelne Fälle von Hartherzigkeit aufzählen —

O, ja, das vermag ich!

Was liegt daran? Ich werde Ihnen jeden Ihrer Fälle mit zehn entgegengesetzten belegen.

Gnädige Baronesse, Sie sind sehr glücklich, denn Sie haben auf diese Weise viele gute Menschen kennen gelernt. Ich bin dies leider nicht. Ich bin noch sehr jung in der Welt, ich kenne nur Wenige, kaum ein halbes Dutzend Menschen in Wien, und unter diesen befindet sich schon eine Frau, bei der ich wünschte, daß sie keine Wienerin wäre.

Eine Frau? rief Sidonie verletzt.

Das eben ist es, entgegnete Adolar, was mich ein so hartes Wort wie das frühere, sprechen ließ. Denken Sie sich, gnädige Frau, einen

jungen Menschen, der, wie ich, an das Vaterhaus gefesselt, den ersten Schritt in die Gesellschaft macht und hier schon auf eine reiche Frau stößt, welche egoistisch und hartherzig die unverdiente Armuth von sich weist, denken Sie sich in die Gefühlsweise eines solchen jungen Menschen und sagen Sie dann, ob Sie nicht wie ich urtheilen würden?

Es ist zu bedauern, antwortete Sidonie traurig, wenn ein junges Herz so trübe Erfahrungen macht, denn sie erfüllen es mit düsteren Anschauungen und säen Haß und Mißtrauen in die junge Brust, die dann gleich schwer den Schuldigen wie den Unschuldigen treffen.

Das schöne Auge der reizenden jungen Frau ruhte mit Wohlgefallen auf dem Jünglinge.

So jung, sagte sie, und schon so ernst? Genoßen Sie Ihre Erziehung in der Residenz?

O, ja, aber in keiner öffentlichen Lehranstalt, sondern in dem Hause meines Vaters, im Wege des Privat-Unterrichtes.

Sie sind also noch ein Neuling im Leben?

Außer den Anschauungen, die mir die Wissenschaft gab, habe ich noch wenig erfahren.

Also ein Theoretiker! Es pflegt jedoch der

Theorie, wenn sie zur Praxis kommt, gewöhnlich schlecht zu ergehen.

Ich will hoffen, daß dieß bei mir nicht der Fall sein wird.

Warum gerade bei Ihnen nicht?

Die Natur hat mir zwei unfehlbare Leiter gegeben: „Kopf und Herz.“

Ei so! also auch das Herz hat bei Ihnen ein Wörtlein drein zu reden?

Sollte ich etwa gefühllos sein?

Sidonie beantwortete diese Frage nicht, sondern fuhr fort im Examiniren: Hat Ihr Herz schon Gelegenheit gehabt, sich vernehmen zu lassen?

Aus meinen erwähnten Erfahrungen werden Sie, gnädige Frau, entnommen haben, daß mein Herz schon gesprochen hat.

Ich meine aber, ob es auch nach einer andern Richtung schon das erste Wort gesprochen?

Nach welcher Richtung, wenn es zu fragen erlaubt ist?

Ich will doch hoffen, daß Sie den Plato gelesen haben, und daß Sie die Liebe kennen?

O, ja, versetzte der Jüngling mit unbefangener Zuversicht, ich kenne auch die Liebe.

Blos theoretisch, oder auch schon praktisch?

Das heißt mit andern Worten, ob ich schon liebe oder nicht?

Beiläufig so Etwas.

Es thut mir leid, diese Frage nicht beantworten zu können.

Und warum nicht?

Die Liebe ist, um mit einem gewissen Philosophen zu sprechen, eine Ueberfülle an Empfindung, ein Reichthum des Gefühles. In Bezug auf Reichthum läßt aber ein Jeder in der Geschäftswelt gerne ein mysteriöses Dunkel walten; der wirklich Reiche fürchtet den Neid und den Communismus, der Nichtreiche bekennt seine Lage nicht, weil er um seinen künftigen Kredit besorgt ist.

Sidonie lachte muthwillig.

Herr Adolar, rief sie, Sie verrathen sich ja selbst! Ihre Antwort riecht nach Praxis.

Der Jüngling schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: Sie täuschen sich, gnädige Frau, mein Vergleich ist ganz und gar theoretisch und darum hinkt er wie alle Vergleiche, welche die Theorie anstellt.

Sie wollen sich aus der selbstgelegten Falle ziehen. So spricht kein junger Mensch, der noch mit keiner Frau umgegangen.

Ich muß Ihre Behauptung entschieden in Abrede stellen.

Wirklich? Sie haben indessen ein ehrliches Gesicht, ich will Ihnen glauben. Angenommen also, die Liebe wäre Ihnen nur aus dem Plato bekannt, fürchten Sie nicht, ihr im Leben zu begegnen?

Warum sollte ich die Liebe fürchten?

Sie soll eine gefährliche Leidenschaft sein!

Ich habe wieder gehört, sie wäre ein beseeligendes, himmlisches Gefühl! Es mag vielleicht zwei verschiedene Gattungen von Liebe geben und Sie, gnädige Frau, waren so unglücklich, die gefährliche kennen zu lernen.

Die junge Frau erröthete leicht.

Adolar sprach die Worte so unbefangen, so naiv, daß dieses Mal an keinen boshaften Hintergedanken von seiner Seite zu denken war.

Sie täuschen sich, mein junger Retter, versetzte die Baronin, es giebt nur Eine Liebe, diese vereint aber alle Eigenschaften in sich, die Sie und ich ihr beilegen.

Gnädige Frau, Sie sprechen mit so viel Bestimmtheit, daß ich annehmen muß —

Ich hätte schon geliebt? Nein, mein Herr! Ich war zwar schon vermählt, aber geliebt habe

ich nie. Mein Vater zwang mich, einem alten siechen Gatten anzugehören, denn ich nicht lieben konnte. Seit seinem Tode bin ich zwar selbständig, allein in den Kreisen, in denen ich lebe, ist die Liebe — ich meine jene, von der wir jetzt sprechen — nicht sehr heimisch. Ich fand noch keinen Mann, zu dem mein Herz sich hingezogen gefühlt hätte. Wenn ich aber von der Liebe mit mehr Bestimmtheit spreche, als Sie, so liegt dieß in dem Umstande, weil ich schon älter bin und schon länger in der Welt lebe als Sie. Sie sehen, ich bin aufrichtig, ich spreche mit Ihnen, als ob ich Ihre Schwester, Ihre Freundin wäre.

Die Baronin legte viel Gefühl in ihre Rede, vermochte es jedoch nicht, dem Jünglinge einige Wärme einzuflößen.

Ich weiß nicht, gab er zur Antwort, was ein Mann, dessen praktische Erfahrungen anerkannt sind, auf Ihre Rede erwiedern würde? Ich als unbeholfener Theoretiker sage blos, daß ich mich nicht leicht in die Lage hinein zu denken vermöchte, Ihr Bruder oder Ihr Freund zu sein. Ihr Bruder nicht, weil ich blos der Sohn eines Bürgers bin, und Ihr Freund nicht, weil abgesehen von dem Unterschiede der Stände zwischen einem jungen

Menschen wie ich und einer jungen Dame, wie Sie sind, gnädige Frau, Freundschaft nicht möglich ist.

Nicht möglich? Aus welcher Ursache nicht möglich?

Aus dem einfachen Grunde, weil Niemand daran glauben würde.

Wenn wir nur Beide davon überzeugt wären?

Bei mir würde die Ueberzeugung schon mangeln.

Ihnen würde es also widerstreben, zu glauben, daß ich Ihre Freundin sein könne?

Ja, gnädige Frau.

Sie sind ungalant.

Ich bin aufrichtig.

Immerhin! Man muß nicht immer so unbarmherzig aufrichtig sein. Wenn ich Sie aber doch vom Gegentheil überzeugte, was dann?

Adolar war dieses Mal um eine Antwort verlegen.

Er wollte nicht zu eigensinnig bei seinem Ausspruche verbleiben, um die junge Frau nicht noch mehr zu beleidigen, und um nicht in die Lage zu kommen, das Geheimniß seiner Liebe verrathen zu müssen.

Sidonie nahm sein verlegenes Schweigen für eine nicht ungünstige Antwort und sagte wehmüthig: Adolar, Sie haben mir durch Ihre Härte wehe gethan, ich näherte mich Ihnen mit dem ganzen Vertrauen, dessen ein Frauenherz fähig ist und Sie weisen meine Güte spröde zurück. Das ist nicht galant, das ist eines Mannes nicht würdig. Härte ist keine Kraft, Eigensinn kein Muth und Herzlosigkeit keine Tugend. Die Natur hat Sie mit Allem ausgestattet, was einem jungen Manne nur wünschenswerth sein kann und zum Dank dafür thun Sie, als ob Sie sich gegen die Natur auflehnten. Oder ist es vielleicht nicht unnatürlich, wenn Sie eine Dame meines Ranges, die Sie als ihren Retter verehrt, zurückweisen, als ob Sie der einzige Mensch wären, der nie in die Lage kommen könnte, die Hilfe oder Theilnahme eines andern Menschen zu bedürfen.

Gnädige Frau, versetzte der Sohn des alten Wieners, wären Ihre Vorwürfe gerecht, sie würden mich hart treffen. Man kann die Handlungsweise, das Benehmen eines Menschen erst dann richtig beurtheilen, wenn man die Motive kennt, die ihn leiteten. Sie beschuldigen mich, ich wiese

Ihre Dankbarkeit zurück; wohlan, ich will meinen Fehler wieder gut machen, ich will Ihren Dank annehmen, er möge in der Gewährung einer Bitte bestehen, die ich an Sie richte.

Ich sage Sie Ihnen im Voraus zu.

Meine Bitte, Frau Baronin, besteht darin, daß Sie künftighin, wenn ein Armer sich Ihnen nähert, und Sie nicht um ein Almosen, sondern um Ihre Empfehlung anfleht, daß Sie diesen Armen nicht von sich weisen, und ihn nicht mit einem schimpflichen Verdachte belasten, der ihm in seiner hilflosen Lage doppelt schwer werden muß.

Adolar erhob sich.

Sidonie wurde bei dieser Anschuldigung betroffen. Sie begriff den jungen Mann nicht.

Sollten Sie mir eine solche Handlung zum Vorwurf machen können? rief sie mit beklommener Brust.

Die Antwort, gnädige Frau, möge Ihnen Ihr Gedächtniß geben.

Er verneigte sich.

Sie verlassen mich, Herr Adolar?

Ich muß.

Gehen Sie, Stolzer, Ihnen scheint es blos daran zu liegen, das Bewußtsein mitzunehmen, eine schwache Frau gedemüthiget zu haben. Gehen Sie, mein Herr, ich sehe Sie wieder, ich muß Sie wieder sehen.

Der Jüngling verließ das Gemach.

Sidonie überließ sich ihren von Leidenschaft aufgeregten Gedanken

Viertes Kapitel.

Die Frucht der bösen That.

Der plötzlich zum Vater und zum Schwiegervater gewordene Valentin Spießer befand sich in großer Gemüthsbewegung.

Der Besuch am Sonntag Nachmittag hatte sein Innerstes aufgewühlt

Als der verwunschene Prinz und Lucie fortgegangen waren, herrschte zwischen ihm und seiner Gattin eine lange Stille.

Jedes von ihnen war mit sich beschäftigt.

Henriette brach zuerst das Schweigen und sagte: Ich werde Dich ersuchen, über das Unglück, welches heute in unsere Familie eingebrochen, reiflich nachzudenken und einen Entschluß zu fassen; ich werde meinerseits dasselbe thun, in einigen Tagen wollen wir dann über die Sache sprechen.

Valentin war sich nun selbst überlassen.

Die Frucht der alten Saat war reif geworden. Die Nemesis begann über seinen jugendlichen Leichtsinn hereinzubrechen.

Schon seit vielen, vielen Jahren nicht hatte er so oft und so anhaltend an Helene Driller gedacht, wie jetzt.

Um damals das betrogene Mädchen und sein Gewissen zu beschwichtigen, hatte er der Mutter seines Kindes eine Summe gegeben, und glaubte damit die Sache für ewige Zeiten abgethan Die arme Helene war auch wirklich damit zufrieden, sie belästigte den reichen Mann nicht, der später der Gatte einer Andern wurde und lebte mit ihrem Kinde in strenger Zurückgezogenheit. Ihrem Versprechen getreu erfuhr Lucie von der Mutter eben so wenig, das, was kurz nach ihrer Geburt bei der Wölfin vorgefallen war, als den Umstand, daß ihr Vater noch am Leben sei

Auf diese Art blieb Valentin von Außen her unbelästigt und kümmerte sich auch weiter um die Sache nicht, die er schon längst verschollen glaubte.

Jetzt plötzlich brachte ihm ein böser Dämon das Kind seiner ersten Liebe in's Haus, jetzt, nachdem er schon ein bejahrter Mann geworden und bereits zum zweiten Mal verehelicht war.

Das Mädchen allein wäre leicht zu befriedigen und zum ferneren Stillschweigen zu bewegen gewesen, allein das unglückliche Wesen

hatte einen Mann zur Seite, der — was sich leicht erkennen ließ — die reiche Verwandtschaft nicht ungeschoren lassen wollte.

Was sollte nun Valentin thun? Sollte er die bösen Zungen der Nachbarschaft herausfordern und sich zum Tagesgespräch der Vorstadt machen, oder sollte er sich der Discretion von Luciens künftigem Manne überlassen, den er gar nicht kannte?

In dieser höchst mißlichen Situation sollte er nun einen Entschluß fassen? Einen Entschluß, bei dem er vor Allem seine junge Frau nicht außer Acht lassen durfte!

Henriette ihrerseits fühlte sich von dem Unglücke nicht so sehr betroffen, wie Valentin. Sie wußte sich von jeder Schuld frei; was auch immer geschehen mochte, sie hatte keine Veranlassung dazu gegeben Ihre Stimmung war aber nichts desto weniger eine betrübte. Man muß sich in die Lage dieser jungen Frau hineindenken, um ihre Empfindungen beurtheilen zu können. Valentins Fehltritt aus vergangener Zeit war ihr zwar kein Geheimniß, allein es ist etwas ganz Anderes, von einer Schuld, die man verjährt glaubt, bloß Kenntniß haben oder diese Schuld unerwartet und verkörpert vor sich hintreten zu sehen! Von

dem Momente an, als Lucie die Schwelle ihrer Wohnung übertrat, erschien Valentin ihren Augen als ein Mann, dessen Verhältniß mit einer andern Weibsperson man wohl weiß, von dem man aber erst durch ein unglückliches Verhängniß zum Augenzeugen wird. Die Frauen vermögen es wohl, eine gehörte Untreue ihres Gatten zu ertragen, aber die Frucht derselben um sich zu sehen, das wird von Hunderten kaum Eine erdulden. Henriette fühlte sich also tief verletzt. Sie sah sich durch die Schuld ihres Gatten — dem sie nicht durch Liebe, sondern blos durch die Pflicht angehörte — dem Gerede und Fingerdeuten der Leute preisgegeben. Ein unheimlicher Odem begann durch dieß Haus zu wehen, seitdem jenes Mädchen in dasselbe getreten, um ein altes Recht geltend zu machen. Daß dieses Recht vorhanden war, welcher gewissenhafte Mensch vermöchte es streitig zu machen?

So verging jener unheilbringende Sonntag im Spießer'schen Hause.

Am nächsten Vormittage sprach ein fremder Mann vor, der mit dem Herrn im ersten Stocke sprechen zu müssen vorgab, und der niemand Anderer war, als Herr Florian, der wohlbestallte Hausmeister im „nassen Hemd" in der Fasangasse.

Wir kennen den Inhalt seiner Mission bereits und müssen ihm das Zeugniß geben, daß er dieselbe pünktlich nach den von der Maschanzger-Pepi überkommenen Instruktionen ausgeführt hat.

Valentin war nicht wenig erstaunt, als der Gemal der dicken Frau Hedwig den jungen Menschen, der gestern mit dem Frauenzimmer bei ihm zu Besuche war, ins gehörige Licht zu setzen begann.

Der verwunschene Prinz wurde von dem Hausmeister anatomisch zergliedert, so daß — wie der Wiener sagt — kein Hund einen Bissen Brodes von ihm genommen hätte.

Ich weiß nicht, Euer Gnaden, schloß der Cerberus vom „nassen Hemd" seine Anklageakte, was der Jakob mit dem Mädl aus der Alleegasse eigentlich bei Ihnen gesucht hat, aber das weiß ich, daß er gar kein Recht hat, mit diesem Mädl herumzugehen, weil der Lump schon eine Andere hat; stellen Sie sich vor, Euer Gnaden, der schlechte Kerl hat ohnedem eine hoffnungsvolle Geliebte und bandelt doch mit einer Andern an, ist das nicht eine Niederträchtigkeit?

Der hausmeisterische Eifer für die gute Sache kam dem Bürger etwas ungelegen,

denn es ist eben nicht angenehm, einen Andern wegen einer That schmähen zu hören, wenn man einst selbst eine ähnliche begangen hat; die Angaben waren ihm aber trotzdem willkommen, und er forderte Herrn Florian auf, ihn mit dem erwähnten Verhältnisse näher bekannt zu machen.

Der Hausmeister erklärte sich hiezu bereit, nur möge auch der gnädige Herr ihm sagen, was der Jakob gestern da gesucht habe, denn das zu erfahren, bemerkte die hausmeisterische Eloquenz, ist eigentlich der Zweck meiner Aufwartung, und da es einmal in der Welt Brauch ist, daß eine Hand die andere wasche, so glaube ich, daß es nur recht und billig ist, wenn Euer Gnaden mir sagen, was ich nicht weiß und ich Ihnen, was Sie nicht wissen.

Valentin ging den Accord ein. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute er dem Hausmeister Jakobs Forderungen und ließ ihn auch das Verhältniß merken, in welchem er selbst zu dem blassen Mädchen stehe.

Dieses Vertrauen blieb von Seite des Hausmeisters nicht unbelohnt.

Valentin erfuhr nun umständlich Jakobs Verbindung mit Mali sammt allen Nebenumständen, die er nur zu wissen verlangte.

Daß ihm dieß erwünscht kam, braucht nicht erst bemerkt zu werden, denn er glaubte einen Hebel gefunden zu haben, um den Taugenichts von Lucie zu trennen, womit auch das größte Hinderniß zur geräuschlosen Schlichtung dieser Angelegenheit beseitiget worden wäre.

Der künftige Schwiegervater beeilte sich, mit dem Hausmeister eine Offensiv- und Defensiv-Allianz gegen seinen künftigen Eidam abzuschließen, eine Allianz, die eine totale Vernichtung des Feindes bezwecken sollte und wobei noch die Maschanzger-Pepi, die Mali und Herr Nazi als Hülfsmächte mit in das Bündniß gezogen wurden.

In Folge dieses Allianz-Bewußtseins fühlte sich Spießer nach Außen hin bedeutend ruhiger, allein im Innern brach der Sturm nichts desto weniger über ihn herein, denn hier fehlte ihm die Liebe und die Sympathie seiner Frau.

Am Montage erschien Henriette schon nicht bei Tische.

Valentin, dem nichts Gutes schwante, begab sich zu ihr.

Er fand seine Frau merklich bläßer.

Da der alliirte Hausmeister ihn kurz früher verlassen hatte, wollte er vor seiner Frau den ganzen Plan entwickeln, um ihr darzu-

thun, wie vortheilhaft sich jetzt für ihn die Sache gestalten würde; allein die kleine Brünette ließ ihn nicht ausreden.

Geben Sie sich keine Mühe, sagte sie mit tonloser Stimme; wozu diese Erklärungen, die nichts nützen. Ob es Ihnen gelingt, den jungen Menschen von Ihrer Tochter zu trennen oder nicht, das ist mir ganz gleich; mir genügt die einfache Thatsache, daß Sie eine erwachsene Tochter haben, die plötzlich in's Haus gekommen ist und der Sie nun Ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden verpflichtet sind.

Ich begreife Dich nicht, Henriette, klagte Valentin, Du weigerst Dich, bei Tische zu erscheinen, Du sagst zu mir „Sie," statt „Du" — was sollen diese Kaprizen bedeuten? Der Fall ist mir gewiß nicht angenehm, allein er ist doch nicht so außergewöhnlich, daß Du ihn gar so hoch nimmst.

Dergleichen Fälle, antwortete Henriette, mögen wohl schon öfter da gewesen sein, ohne daß sie deßhalb auf die ehelichen Verhältnisse zerstörend eingewirkt haben; ich finde dieß bei Ehen, die auf Liebe und gegenseitiges Vertrauen sich gründen, ganz natürlich. Bei uns ist dieß aber nicht der Fall. Ihnen war an dem Erringen meiner Liebe und Achtung we-

nig gelegen, daher wird Ihnen auch der Verlust meines Besitzes nicht sehr zu Herzen gehen. Was mich anbelangt, so mache ich kein Hehl daraus, daß ich gerne aus einem Hause scheide, in dem ich der Freuden wenig und des Kummers viel genossen habe.

Henriette, das kann nicht Dein Ernst sein!

Es ist mein Ernst! Feste Häuser widerstehen dem heftigsten Sturme, schwache Bauten erliegen dem ersten Windstoß. Unser eheliches Band war durch nichts gefestiget; es darf Sie daher nicht wundern, wenn es sich so rasch lösen wird.

Henriette! rief Valentin kläglich, welche Sprache? kaum glaube ich Dich zu hören.

Die Wahrheit überrascht Sie, mein Herr! danken Sie dem Himmel, daß ich so wahr und so aufrichtig bin. Eine andere Frau würde an meiner Stelle geschwiegen haben, dabei aber nach dem Sprichworte: „So wie Du mir, so ich Dir!“ verfahren sein. Ich thu' dieß nicht, ich schone meine Ehre und sage blos: „Valentin, wir Beide können von nun an nicht mehr mit einander leben.“

Der Ehemann wurde leichenblaß.

Henriette! willst Du mich unglücklich machen?

Das Unglück wird nicht so groß sein. Man ist glücklicher, wenn man eine Tochter um sich hat, die man liebt, als eine Frau, gegen die man gleichgültig und mißtrauisch ist.

Oh, wälze doch nicht die ganze Schuld auf mich. Man hört es Dir ja an, wie Du Dich befleißigest, einen unangenehmen Vorfall zu einem Familien-Unglück zu erheben, um einen Vorwand zu haben, mich zu verlassen.

Die Augen der jungen Frau funkelten bei diesem Vorwurfe, sie verlor ihre gemessene Haltung.

Und wenn es dem so wäre, rief sie mit Ingrimm, wenn ich wirklich den Vorwand nur benützte, um von Ihnen loszukommen, wer hat mir den Vorwand gegeben? Wer trägt die Schuld an meiner Unzufriedenheit in diesem Hause? Wer hat mir durch seine Quälereien das Leben verbittert, wer hat mich durch seine Eifersucht gefoltert, ohne die mindeste Veranlassung dazu gehabt zu haben? Warum haben Sie mich so behandelt, warum ließen Sie es so weit kommen, daß ich ohne Kummer den ersten sich ergebenden Anlaß benütze, um mich von Ihnen zu trennen?

Du warst ja immer gut und brav —

Lassen Sie das erheuchelte Lob, es geht Ihnen nicht vom Herzen. Ich war gut, zu gut, das ist wahr. Ich war brav, doch nicht Ihrentsondern meinetwegen. Ich habe Ihre Ehre jederzeit geschont, Sie die meine nie! Es giebt in der Nachbarschaft keinen armen Teufel, kein altes Weib, die Sie nicht zu Aufpassern gegen mich gedungen hätten; sogar die Dienstboten wurden gegen mich gehetzt. So erniedrigten Sie mich, Ihre Frau! Ich habe dieß Alles wohl gewußt, aber ich schwieg. Jetzt ist meine Zeit gekommen. Dank Ihrer Gewissenlosigkeit von ehedem, Sie selbst haben meine Erlösung herbeigeführt.

Ich werde an dem Mädchen gut machen, was ich verschuldet, aber Du darfst mich deßhalb nicht verlassen.

Wer will mich jetzt daran hindern? Wer vermöchte es, mich zu verurtheilen, wenn ich Sie verlassen werde? Thun Sie mit dem Mädchen, was Ihnen beliebt; es sei ferne von mir, mich zwischen Sie und Ihre Tochter drängen zu wollen. Soll ich etwa bleiben, um mir von der klatschsüchtigen Nachbarschaft vielleicht die Schuld aufbürden zu lassen, wenn Sie künftig mit Ihrem Kinde unväterlich verfahren? Es wird Leute genug geben, die mich

im Verdachte der Schuld haben werden, daß Sie bisher Ihr Kind so ohne jede Unterstützung gelassen haben. Nein, mein Herr, unter solchen Verhältnissen ist es für mich am zweckmäßigsten, aus dem Hause zu gehen, und, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, ich werde gehen.

Nach diesen mit ungewöhnlicher Kälte gesprochenen Worten ließ sie ihn allein.

Valentins Bedrängniß war in Zunahme begriffen.

Die letzte Scene mit Henriette benahm ihm den kleinen Rest von Muth und Zuversicht, den er besaß; jetzt sandte er wie ein Schiffbrüchiger seine Blicke nach allen Winden, um nach Hilfe zu spähen; es war natürlich, daß sie in der Nachbarschaft an seinem Freunde Gustav haften blieben.

Der Schwache ist eben darauf angewiesen, Unterstützung zu suchen. Valentin eilte zu dem Nachbar, um ihm die Gefahr, mit welcher seine Gattin ihn bedrohte, mitzutheilen. Da Gustav natürlich nach der Ursache forschte, so konnte Valentin nicht umhin, auch vor ihm den Schleier zu lüften.

Der Vollbart hörte erstaunt die Mähre an.

Die fast schon aufgegebene Hoffnung, die Frau zu besitzen, begann sich neu zu beleben.

Jetzt dachte er den Augenblick gekommen, wo Henriettens Pflichtgefühl, welches sie doch einzig und allein abgehalten hatte, ihrem Gatten untreu zu werden, verstummt sei. Sie wolle sich von dem Gatten trennen! Dieß könne doch nur geschehen, um einem andern Manne anzugehören, und wer stand ihr in diesem Falle am nächsten?

Gustavs Eitelkeit beantwortete diese Frage nach Wunsch.

Der Vollbart that, als bedauere er seinen Freund unendlich, und als Valentin in ihn drang, ihm mit einem Rathe beizustehen, sagte er: In diesem Falle, bester Herr Nachbar, giebt es nur Einen Weg, den Sie einschlagen müssen, um sich das Herz Ihrer Frau wieder zu erobern. Sie müssen sie zu zerstreuen suchen; machen Sie ihr Geschenke, schaffen Sie die alte Equipage ab und kaufen Sie gleich eine neue, besuchen Sie mit ihr Feste, kurz, thun Sie Alles, um Ihrer Frau zu beweisen, daß Sie ihr von jetzt an ein anderes, ein angenehmeres Leben zu bereiten gesonnen seien.

Valentin fand den Rath vortrefflich.

Sie sind mein guter Engel, Herr Nachbar! rief er, ich will Alles thun, was Sie anordnen, nur bitte ich Sie, immer mit uns

zu gehen und überall dabei zu sein, um bei Henriette zu meinen Gunsten einzuwirken.

Gustav versprach dieß um so lieber, da es ihm nur darum zu thun war, mit der jungen Frau bei den Festen zu erscheinen, wo sich bekanntlich Verhältnisse viel leichter gestalten, nachdem Tanz und Musik das ihrige beitragen, die kalte Ueberlegung zu verscheuchen.

Valentin verließ etwas beruhigter den Nachbar.

Kaum aus dessen Thüre getreten, gewahrte er an der nächsten Madame Spreizenberg, welche ihn zu sich winkte.

Die dreifache Hausfrau führte ihn in ihr Zimmer, war außerordentlich freundlich und sagte: Bester Herr von Spießer, ich habe mit Ihnen nothwendig zu sprechen.

Muß es gleich jetzt sein? Ich habe heute viel Geschäfte. Ich muß Einkäufe besorgen —

Nur ein Viertelstündchen bitte ich.

Ist Ihr Anliegen so dringend?

Oh, es ist sehr dringend! Ruhig, Mimi — rief sie der Katze zu — ich habe keine Zeit, mich mit Dir abzugeben.

Dann sich wieder zu Spießer wendend, fuhr sie in einem Athem fort: Ja, Herr Nach-

bar, ich muß reden, die Sache muß sich entscheiden, ich kann nimmer warten!

Was haben Sie denn? fragte der Nachbar erstaunt.

Herr Spießer, bester Herr von Spießer! Sie werden sich wohl erinnern, daß Sie jüngsthin bei mir waren?

Ei freilich erinnere ich mich.

Sie werden auch noch nicht vergessen haben, was wir da mit einander sprachen?

Keine Silbe habe ich vergessen.

Oh, das ist sehr menschenfreundlich von Ihnen. Es hat sich nämlich darum gehandelt, ob ich — Frau Melusine schlug die Augen sehr züchtig zu Boden — mich wieder entschließen könnte, in den Stand der Ehe zu treten?

Valentin, dessen Kopf nach einer andern Seite hin zu sehr eingenommen war und dessen Gemüthsbewegung sich heute ganz und gar zu keiner langen Exposition eignete, sagte etwas ungeduldig: Ich weiß, ich weiß, es hat sich um Dergleichen gehandelt, aber Sie sind ganz gewiß noch zu keinem Entschlusse gekommen?

Gott behüthe! rief Frau Spreizenberg erschrocken, was fällt Ihnen bei? Ich habe mich

besonnen, ich bin entschlossen, habe un=umstößlich entschieden, es wird geheirathet und zwar — ich sollte es nicht sagen, Herr Nach=bar, aber es muß heraus — je eher, desto lieber.

Auch gut, versetzte Valentin, dessen Un=geduld von Minute zu Minute zunahm, hei=rathen Sie, Frau Nachbarin, ich wünsche Ihnen recht viel Glück dazu.

Er glaubte nun von ihr loszukommen, um seine Einkäufe zu besorgen, allein ein Sprüchlein sagt: „Den Teufel, ein altes Weib und ein krummes Roß, wird man nicht so bald los!“ Frau von Spreizenberg faßte seine Hand und rief: Ich danke, danke, theurer Herr von Spießer! Bin überzeugt von Ihrer Freundschaft und darum muß ich Sie auch bitten —

Mein Gott! rief der Andere unwirsch, was wollen Sie denn noch?

Was ich will? Welche Frage! Einen Mann will ich!

Von mir?

Ja, von Ihnen, bester Herr Nachbar! Haben Sie nicht von einem jungen Adonis gesprochen, der ein Muster der Vollkommen=heit ist, die lebendige Tugend, mit Einem Worte,

ein menschlicher Engel. Und haben Sie Ihre Reden nicht so gestellt, daß ich glauben mußte, selbiger Engel sei niemand Anderer als mein leibhaftiger Zimmerherr?

Nun ja, und was weiter?

Nichts weiter, gar nichts weiter! Das aber ist eben das Traurige, daß nichts weiter geschehen ist. Ich habe mir Ihre Reden zu Herzen genommen und habe mir gedacht: „Gut, wenn Herr Gustav wirklich so ein Ausbund aller Männer ist, dann will ich ihn in Gottes Namen heirathen!“ Ich warte also ganz ruhig, daß der Engel kommen und anklopfen wird; aber es vergeht Ein Tag, es vergehen zwei Tage, es vergehen drei Tage — auch Valentin hätte vor Ungeduld vergehen mögen — es vergehen vier Tage, und der Engel kommt nicht —

Du lieber Gott! antwortete Spießer, der Herr Gustav ist noch ein junges Blut, er ist noch scheu und schüchtern, wer weiß, ob er sich nicht fürchtet, Ihnen einen Antrag zu machen?

Warum sollte er sich denn fürchten? ich thu' ihm ja nichts, ich bin ja keine Menschenfresserin!

Er fürchtet sich doch und darum glaube ich, wird sich die Sache schneller entscheiden,

wenn Sie, Frau Nachbarin, den ersten Schritt thun.

Frau Melusine schlug die Augen abermals zu Boden.

Ich — sagte sie schämig — oh — was fällt Ihnen ein — ich — eine Frau — oh — das geht ja nicht —

Wenn man will, geht Alles.

Meinen Sie?

Um einen solchen Mann zu bekommen, kann man Schritte machen.

Schritte machen, das ginge schon, aber reden!

Auch das geht.

Gut! sagte die Spreizenberg, ich werde mit ihm sprechen, gleich sprechen —

Alle Wetter! dachte Valentin, das muß ich verhindern. Die Alte wäre im Stande, den Nachbar gleich in Beschlag zu nehmen und ich verlöre meine einzige Stütze in dem Augenblicke, wo ich sie am nothwendigsten brauche.

Ich widerrathe Ihnen entschieden jede Uebertreibung, sagte er hierauf zur Alten; warten Sie noch ein paar Tage.

Schon wieder warten! klagte Melusine.

Einige Tage werden Sie es wohl noch ohne Mann aushalten —

Herr Spießer! Sie sind heute sehr ausgelassen —

Sie werden also warten?

Wenn es sein muß —

Es muß sein, weil Sie sonst Gefahr laufen, ihn gar nicht zu bekommen.

Das wäre ein Unglück —

Also harren Sie geduldig, ich werde Ihnen den Weg ebnen.

Die Alte willigte ein und Valentin kam endlich von ihr los.

Ohne seiner Frau nur Ein Wort zu sagen, machte er sich an die Einkäufe.

Henriette erstaunte nicht wenig, als noch an demselben Tage eine herrliche Kalesche, von zwei prächtigen Braunen gezogen, in den Hof rollte und Valentin sie um ihr Urtheil über das Gespann fragte. Als er endlich mit dem Bekenntnisse herausrückte, daß er die Equipage für sie gekauft habe, lächelte sie höhnisch und kehrte ihm den Rücken. Keine günstigere Aufnahme fanden auch die kostbaren Stoffe und Schmucksachen, die der plötzlich galant gewordene Gatte seiner jungen Frau überreichte. Die kleine Brünette sagte

spöttisch: „Dieß Alles ist recht hübsch. Ihre Tochter wird viel Freude damit haben!"

Ich habe es ja für Dich bestimmt, antwortete Valentin, um Dir meine Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen.

Henriette machte eine bezeichnende Handbewegung und sagte bloß: „Zu spät!"

Valentin tröstete sich mit dem Gedanken: Wenn nur der Aerger fort ist und der erste starke Eindruck sich verwischt, wird sie schon zu einer bessern Einsicht gelangen!

Henriette dachte sich: Du bethörst mich nicht; was ich will, vermagst Du mir nicht zu bieten!

Das Verhältniß der beiden Gatten zu einander war also auf jener schneidigen Scheide angelangt, auf welcher es nur eines Druckes bedarf, um den Knoten zu spalten. Dieser Druck erfolgte von Außen her, geführt mit kundiger Hand und gewaltiger Kraft.

Henriette saß am Abend desselben Tages am offenen Fenster. Sie befand sich allein in ihrem Zimmer und blickte trübe vor sich nieder. Plötzlich fällt ein Knäuel zu ihren Füßen nieder. Erschreckt bückt sie sich, hebt ihn auf und findet ein sorgfältig zusammengefaltetes

Papier, welches sich nach vollkommener Entwicklung als ein Brief präsentirte.

Sie las Folgendes:

„Gnädige Frau!"

„Um diese Zeilen sicher in Ihre Hände „zu bringen, sehe ich mich gezwungen, sie „den Weg durch's Fenster machen zu lassen. „Der Grund hievon ist der, weil keine lebende „Seele wissen darf, daß ich an Sie schreibe, „oder daß Sie heimlich Briefe empfangen. „Man kann die Ehre einer Frau nie genug „schonen, besonders dann, wenn man diese „Frau wirklich liebt; darum vertraute ich „diesen Brief keiner Seele an, er geht aus „meiner Hand in die Ihre, keine Mittelperson „darf ihn durch Mitwissenschaft entweihen."

„Gnädige Frau! Zwei Erklärungen schwe„ben zu gleicher Zeit auf meinen Lippen, die „erste ist die Erklärung meiner Liebe, die „zweite, die meiner Schuld. In diesem Au„genblicke, wo ich Sie zum ersten Male unter „vier Augen anspreche, wo Niemand meine „Worte hört, lege ich Ihnen das freimüthige „Geständniß ab, daß ich mich nicht zu be„stimmen getraue, ob meine Liebe oder meine „Schuld größer sei?"

„Ja, gnädige Frau! ich habe gefehlt; sehr „gefehlt, ich will selbst den Umstand, daß mein „Vergehen dem Gefühle der Freundschaft sein „Entstehen verdankt, nicht zu meiner Recht- „fertigung anführen. Ich sehe es jetzt ein, „daß ich mich nicht zum Werkzeuge eines „Andern hätte hergeben sollen, ich sehe es „ein, daß ich mich zwar aus Freundschaft „in die Gefahr begeben habe, daß aber diese „Freundschaft nicht mächtig genug war, mich „vor dieser Gefahr zu schützen."

„Ich habe der Neigung oder vielleicht „auch der Laune eines Andern das Terrain „ebnen wollen und bin dabei selbst aufge- „fahren; man spielt nicht ungestraft mit „Feuer; wer ein empfängliches Gemüth hat, „soll sich nicht muthwillig in die Gefahr be- „geben. Das ist meine Schuld!"

„Ich wollte den Leichtsinn unterstützen, ich „trug dazu bei, Sie einem leichtfertigen Men- „schen näher zu bringen; wenn Sie aber „trotzdem Ihre Würde behaupteten, Ihre Ehre „bewahrten, so ist dieß Ihr Verdienst allein, „ich bin leider unschuldig daran. Das ist „mein Vergehen!"

„Wenn ich nach solchen Prämissen es „dennoch wage, mit Ihnen von meiner Liebe

„zu sprechen, so können Sie leicht beurtheilen, „wie stark das Gefühl sein muß, welches mir „solche Kraft verleiht.“

„Sie sind die Frau eines Mannes, den „Sie nicht lieben, der Sie nicht verdient. Es „sei ferne von mir, mit diesem Manne riva= „lisiren zu wollen, ich werbe nicht um die „Gunst eines Sonnenblickes, ich will nicht, „daß Sie Ihren Mann betrügen; wer wirk= „lich liebt, der kann einen Anderen nicht im „Besitze Dessen sehen, was man selbst anbetet. „Ich werbe um Ihre Hand, um Ihren Be= „sitz, als ob Sie noch ein Mädchen wären. „Können Sie meine Gefühle erwiedern, so „werden wir glücklich sein; haben Sie den „Muth, mir zu folgen, so sind wir vereiniget, „ohne uns je wieder trennen zu müssen. Ich „bin nicht reich, allein ich bin im Stande, „eine Frau, die ich liebe, vor Mangel zu „schützen; ich erwarte von Ihnen nichts als „Liebe, das Uebrige soll meiner Sorge ob= „liegen.“

„Wenn Sie diesen Brief zerrissen haben, „so weiß keine Seele, daß er geschrieben ist. „Wenn Sie meinen Antrag zurückweisen, so „verlasse ich diese Stadt und dieses Land,

„um meinen Gram jenseits des Meeres zu „vergraben. In diesem Falle soll es kein „Mensch erfahren, daß ich geliebt und wen „ich geliebt."

„Leben Sie wohl, geliebte Frau! und „denken Sie an den Mann, dessen einzige „Lebensfreude darin besteht, Sie heiß und „aufrichtig zu lieben."

„Moritz."

Henriette, statt das verhängnißvolle Papier, welches nichts weniger bezweckte, als sie für immer von ihrem Gatten zu entfernen, zu zerreißen, faltete es sorgfältig zusammen und blieb nachdenkend sitzen.

In ihrem Innern wogte ein Meer von Gefühlen.

Das Auftreten des jungen Mannes war vom ersten Augenblicke an ein solches, daß es gewiß jede Frau für ihn eingenommen hätte. Seine Jovialität, sein Muth, seine Beharrlichkeit kennzeichneten ihn als einen Mann von Unternehmungsgeist. Es warf auf Gustav gleich beim Beginne ein schiefes Licht, daß seine Liebe eines Gehilfen bedurfte, und ein Anderer thätig sein mußte, um ihm seinen Zweck erreichen zu helfen. Die junge Frau bemerkte dieß mit Mißfallen und ihre an-

fängliche Neigung zu ihm nahm auch bald eine andere Richtung. Sie hatte sich, vielleicht bewußt oder unbewußt, dem Anderen zugewendet und eben dieser Umstand mag auch das Meiste dazu beigetragen haben, daß sie die Kraft besaß, dem Drängen Gustavs zu widerstehen. Welche Frau sähe es nicht gerne, wenn sie geliebt wird, welche Frau würde dabei unempfindlich bleiben, wenn sie wahrnähme, daß der Mann für seine Liebe etwas zu wagen im Stande sei? Henriette fühlte sich schon da zu Moritz hingezogen, als er ihrem Gatten die Liebeserklärung machte. Welch' eine traurige Rolle spielte neben ihm, Gustav der lässig und bequem den Freund für sich wirken ließ, um sich dann etwa brüsten zu können, er habe sie erobert.

Henriette zerriß den erhaltenen Brief nicht, sie durchlas ihn noch einmal und wieder einmal. In den Worten lag für sie ein eigenthümlicher Reiz; sie fand das Schreiben aufrichtig, ohne Schmeichelei, ohne überspannte Betheuerungen. Moritz liebte sie, er wollte sie besitzen nicht für Augenblicke, sondern für immer. Dieser abentheuerliche Gedanke würde jede andere Frau zurückgeschreckt haben, Henriette fesselte er. Sie wollte ja Valentin

nicht betrügen, sondern ganz und gar verlassen.

Wer, so dachte sie, kann es mir verargen, wenn ich diesen Mann verlasse, wenn ich ihn jetzt verlasse, nach dem, was vorgefallen ist?

Die junge Frau hatte einmal den Entschluß gefaßt und wenn etwas geeignet war, sie in demselben zu bestärken, so war es der Brief des Elephanten.

Zwei Tage vergingen.

Die Aufmerksamkeit und Splendidität Valentins nahm kein Ende.

Gustav kam wohl einigemal herüber, allein Henriette mied ihn und ihren Gatten.

Moritz war nicht zu sehen.

Eines Nachmittags, Henriette war allein, trat Gustav zu ihr in's Zimmer.

Seit jener Scene im Fiaker befand sich der Vollbart jetzt zum ersten Mal mit der jungen Frau allein.

Henriette erwiederte seinen Gruß gleichgültig.

Sind Sie noch böse? fragte er mit einem Armensünder-Gesichte.

War ich böse? fragte sie.

Sie haben mir gezürnt.

Sie irren sich, mein Herr! Ich wüßte auch keinen Grund, warum ich Ihnen zürnen sollte. Es giebt gewisse Dinge, über die man der veranlassenden Person nicht zürnt, sondern — doch schweigen wir lieber davon, bei solchen Angelegenheiten thut man am Besten, wenn man sie mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt.

Sie sind in schlimmer Laune, gnädige Frau! ich fürchte, mit meiner Sendung zu scheitern.

Mit Ihrer Sendung? Lassen Sie hören, was ist Ihr Auftrag?

Ich komme, im Namen Ihres Gatten und auch in meinem Interesse, eine Bitte an Sie zu richten.

Kastor und Pollux in der Kothgasse! versetzte die kleine Brünette spöttisch; es ist rührend, zu sehen, wie Sie und mein Mann in tiefer Freundschaft zusammen hängen. Zwei Seelen und Ein Gedanke! Einer ergänzt den Anderen. Was wäre Herr Spießer ohne Sie, und was wären Sie ohne ihn? Sie halten sich wechselseitig für Denunzianten und bleiben doch gute Freunde! Apropos: Wie steht es mit Frau von Spreizenberg? Wann werden Sie die Verlobung feiern?

Sie finden ein Vergnügen daran, mich zu kränken; ich will Sie desselben nicht berauben. Immerhin! Ich ertrage Ihren bittern Scherz, wenn er nur dazu dient, Ihre böse Laune zu zerstreuen und Sie für unsere Bitte nachsichtiger zu machen.

Schon wieder Ihre Bitte! Lassen Sie also hören! Was wünschen die Herren von mir?

Morgen ist bei Domayer in Hietzing ein großes Fest.

Schon gut, was weiter?

Herr Spießer und ich bitten Sie, diesem Feste beizuwohnen.

Wie kommt Herr Spießer jetzt auf einmal dazu, Feste bei Domayer zu besuchen?

Er will Sie begütigen, er will Ihnen beweisen, daß es sein ernstlicher Wille sei, von nun an, Ihnen zu Gefallen zu leben.

Herr Spießer, bemerkte Henriette, versetzt sich seit einigen Tagen in bedeutende Unkosten. Ich weiß nicht, wie er auf die Idee gekommen ist, mich durch solche Lappalien bekehren zu wollen. Es ist einfältig, zu glauben, eine Frau, die so viel geduldet hat, werde sich durch solchen Tand wieder in das alte Joch schmieden lassen.

Gustav würgte die bittere Pille, die ihm als Inkognito-Rathgeber galt, hinab, und sagte: Was thut ein armer Ehemann nicht Alles, um sich seine junge, reizende Frau zu erhalten?

Da haben Sie recht! Er wählt sich sogar einen Freund, der sich ein Vergnügen daraus machen würde, dem armen Ehemann ein Geweih aufzupflanzen, dessen sich kein Jägerhaus zu schämen hätte.

Gnädige Frau! flehte der junge Mann in einem wahrhaftigen Jammertone.

Wir wollen die Angelegenheit zu Ende bringen, fuhr Henriette gleichgiltig fort; ich bin jetzt gar nicht in der Laune, Feste zu besuchen.

Sie versagen uns also die Bitte? rief Gustav erschreckt.

Ich wüßte nicht, was ich bei einem Feste machen sollte, da mein Gemüth in diesem Augenblicke für die Freude unempfänglich ist. Ich habe an ernsthaftere Dinge zu denken.

Sie werden doch sich und uns die kleine Zerstreuung nicht versagen?

Sie können ja mit Herrn Spießer allein gehen.

Ohne Sie? Welche Zumuthung!

Henriette besann sich eine Weile, dann sagte sie: Ich will mir die Sache überlegen. Sagen Sie Ihrem Freunde, daß ich mich wahrscheinlich zu dem Besuche des Festes entschließen werde.

Gustav dankte für den freundlichen Bescheid und eilte, dem Ehemanne die freudige Nachricht zu bringen.

Henriette vermochte sich im ersten Augenblicke keine genügende Antwort darauf zu geben, wie sie dazu gekommen sei, die verlangte Bitte nicht abzuschlagen; doch jetzt hatte sie dieselbe schon halb und halb zugesagt, jetzt wollte sie ihr Wort nicht mehr zurücknehmen und traf daher ihre Anstalten.

Fünftes Kapitel.

Das Fest bei Domayer.

Welcher Unbekannte würde es wohl glauben, daß jenes Hüttenwerk, wie man es gleich am Anfange von Hietzing gelagert findet, daß jene von außen ganz unansehnlichen Häuschen sagen wir, die weltberühmten Domayer'schen Lokalitäten bilden? Wer würde unter diesen niederen, an die Erde sich anschmiegenden Bauten jene Restauration vermuthen, die jeder Fremde in Wien eben so besucht, wie andere Sehenswürdigkeiten der Residenz? In Wien gewesen zu sein und bei Domayer nicht soupirt zu — haben, welcher Civilisirte würde einen solchen Vorwurf wohl ertragen?

Von außen bescheiden, von innen aber großartig, gleicht Domayer jenen berühmten Männern, die unter schlichtem Kleide ein gutes, großes Herz bergen, und wahrhaftig, das Herz bei Domayer — das ist nämlich seine Küche — es ist groß, gut und geschmackvoll.

Was sind alle die prachtvollen, mit thurmhohen Lettern angekündigten Casino's gegen Domayer? Zwerge, lauter Tom Pouce, die heute sind und morgen nicht sind, die großartig auftauchen und ganz kleinlich untergehen. Ach, was ist, vom Apollosaal angefangen bis zum Odeon herab, nicht schon Alles gekommen und gegangen? der Domayer besteht fort, klein von außen aber solid von innen, er ist noch ein Stück altes Wien, unverdorben, unverfälscht.

Und bei Domayer, bei diesem Domayer, war ein Frühlingsfest.

Ein Abend, wie sich ihn kein Verliebter schöner und traulicher wünschen kann.

Der Garten strahlt wie das Auge eines Praktikanten, der endlich einmal einen Gehalt bekommt; die Blumen duften wie die parfümirten Phrasen eines modernen Preislustspiel-Dichters.

Ist das außen ein Wogen und Strömen! Ein Fiaker nach dem andern rasselt heran, ein Stellwagen nach dem andern entleert sich der eingepöckelten Passagiere, und eine Equipage drängt die andere, denn das höhere Bürgerthum gibt sich in der Regel bei Domayer sein Rendezvous.

Doch halt, wer ist das? Zwei prächtige Braunen, ein herrlicher Wagen.

Wahrhaftig, das sind ja unsere Bekannten aus der Kothgasse! Da ist Herr Valentin Spießer im schwarzen Staatsfrack mit weißer Pique-Weste und eine detto Halsbinde; sogar zu einem Paar limoni-farbigen Glace-Handschuhen hat sich der Pfahlbürger heute emporgeschwungen; nach ihm stieg Herr Gustav aus, elegant und geschmackvoll gekleidet, beide Herren halfen einer Dame aus dem Wagen. Die junge Frau, heute mußte man sie sehen, um sie in ihrer vollen Schönheit bewundern zu können.

Henriette sah in der That eben so einfach als reizend aus. Die Farbe, welche sie gewählt hatte, war wolkengrau mit blaßrosa aufgeputzt. Ihr nettes Figürchen, mit einer Taille zum Umspannen, dabei aber doch die schönsten Arme präsentirend, und, wenn sie den leichten Strohhut lüftete, ein schwarzer Lockenkopf, wie er sich schelmischer kaum finden kann, das waren die unüberwindlichen Schönheiten dieser Frau, die zwischen den beiden Männern wie ein Mädchen zwischen Vater und Bruder sich ausnahm.

Man betrat den Garten.

Henriette konnte nicht umhin, Gustavs Arm anzunehmen. Valentin war voraus, um sich nach einem Platze umzusehen.

Ach, gnädige Frau! lispelte der Vollbart, wenn Sie sich nur selbst ansehen könnten, wie reizend Sie aussehen.

Das freut mich, antwortete die junge Frau, ich werde mir alle Mühe geben, Eroberungen zu machen.

Dazu bedarf es keiner Mühe, versetzte der Vollbart, heute sind Sie bezaubernd. Wenn ich Sie nie geliebt, sondern gehaßt hätte, ich müßte Sie anbeten.

Beten Sie zu, antwortete die kleine Brünette gleichgültig, es ist sehr angenehm, sich anbeten zu lassen, dabei hübsche Musik zu hören und guten Kaffee zu trinken.

Valentin kam in diesem Momente rüstig dahergeschwommen, winkte die jungen Leute zu sich und steuerte sie zu einem Tische, der gegenwärtig noch unbesetzt war.

Man ließ sich nieder.

Gustav, von Valentin gebeten, er möge die Anordnungen treffen, da ihm die noblen Gebräuchlichkeiten an dergleichen Orten besser bekannt seien, übernahm den Liebesdienst und

verständigte sich mit dem herbeigeeilten Aufwärter.

Valentin versuchte es, mit seiner Frau ein Gespräch einzuleiten, er erhielt jedoch nur kalte, kurze Antworten. Henriette wollte ihn überzeugen, daß er keine Fußbreite des verlorenen Terrains zurück erobert hatte.

Daß Henriette wirklich nicht unbemerkt blieb, sollte die nächste Viertelstunde beweisen.

Unser Kleeblatt saß ruhig beisammen, als zwei junge Herren den Tisch zu umkreisen begannen und — wie das Sprüchlein sagt — wie die Katze um den Brei herumschlichen.

Beide hatten ihre Gläser auf unsere Bekannten gerichtet, wobei sie besonders die junge Frau im Auge hatten.

Henriette bemerkte sie zuerst, nach ihr Valentin.

Was haben die jungen Taugenichtse da herum zu schnuppern? murmelte er vor sich hin und warf ihnen düstere Blicke zu.

Als sie zum zweiten Male vorüberstreiften und Henriette ihnen nachsah, zupfte Valentin seinen Freund am Arme und lispelte ihm zu: Ich bitte Sie, sehen Sie doch die beiden Schlingel an, die uns immerfort im Auge haben.

Ihre Frau gefällt Ihnen wahrscheinlich.

Hol' Sie der Teufel! was haben sie sich um meine Frau zu kümmern?

Ich bitte Sie, bezähmen Sie nur heute Ihre Eifersucht, sonst erzürnen Sie Ihre Frau noch mehr. Sie ist im Stande, uns sitzen zu lassen, und in einem Fiaker auf und davon zu fahren

Diese Drohung wirkte. Valentin nahm sich vor, die jungen Leute zu ignoriren.

Diese hatten sich indessen zurückgezogen und führten da leise folgendes Gespräch:

Der Größere von ihnen sprach: Sie ist reizend, ein Engel, eine Venus!

Der Kleinere fügte hinzu: Eine Madonna, eine Göttin, eine — der Teufel soll mich holen — sie ist eine Fee.

Wer mag sie nur sein? Frau oder Fräulein?

Ich glaube, sie ist die Tochter des Alten.

Möglich, vielleicht auch seine Frau.

Seine Frau? Der Teufel soll mich holen, das wäre abscheulich.

Ich möchte Gewißheit haben, ob Frau oder Tochter?

Du hast recht, es wäre interessant, zu wissen — —

Komm' mit, wir werden es gleich erfahren.

Er sprach leise mit dem Andern und Beide spazierten dann wieder zu dem Tische, an dem unsere Bekannten saßen.

In der nächsten Nähe Valentins angelangt, blieben sie stehen und begannen so laut, daß der eifersüchtige Ehemann es hören mußte, folgenden Wortwechsel:

Ah, sagte der Große, das ist nicht möglich, das kann nicht sein. Sie ist seine Tochter.

Ich sage Dir, sie ist seine Frau.

Warum nicht gar, so ein alter Mann wird eine so junge Frau haben.

Das macht nichts, sie ist es doch.

Nicht möglich.

Willst Du wetten?

Ja, ich wette. Was gilt die Wette?

Der Teufel soll mich holen, es gilt zehn Bouteillen Champagner.

Eingeschlagen, es bleibt dabei.

Valentin war wie auf Nadeln gesessen.

Henriette hatte den Wortwechsel eben so gehört, wie ihr Mann, sie sah seine Verlegenheit und verzieh den jungen Leuten ihren Uebermuth.

Gustav that, als hätte er von dem ganzen Streite nichts vernommen

Jetzt näherte sich der größere der jungen Leute Valentin und sprach ihn an.

Mein Herr, Sie erlauben eine Frage?

Der Ehemann, welcher bereits wußte, was kommen würde, sah ihn mit verglasten Augen an.

Ist die reizende Dame an Ihrer Seite, fuhr Jener fort, Ihre Frau Gemalin oder Ihr Fräulein Tochter?

Valentin zitterte vor Wuth. Um aber den Zudringlichen los zu werden, antwortete er mit knirschenden Zähnen: Sie ist meine Großmutter, jetzt packen Sie sich.

Kaum hatte der Kleinere diese Worte gehört, so rief er: Der Teufel soll mich holen, ich habe die Wette gewonnen. Er ärgert sich, ein Beweis, daß es seine Frau ist. Du zahlst zehn Bouteillen Champagner.

Ungezogene Bengels! murmelte ihnen Valentin nach und ballte, wie es einem echten Pfahlbürger ziemt, die Faust unter dem Tische.

Gustav blickte Henriette an, diese musterte mit auffallender Zerstreutheit die sie umgebenden Gruppen.

Die Aufwärter fingen jetzt an, den Tisch mit dem anbefohlenen Soupee zu bedecken.

Valentins Antlitz begann sich zu entwölken, seine Miene verklärte sich nach und nach.

Gustav machte den Wirth, Henriette genoß wenig, desto mehr ihr Gatte, der den einzelnen Delikatessen seinen vollen Beifall zollte.

In Mitten des Tafelns kam neue Gesellschaft an den Tisch.

Zwei ältliche Herren, beide groß und wohlbeleibt, dem Aeußern nach dem wohlhabenden Bürgerthume angehörend, ließen sich an dem Tische nieder.

Der Eine von ihnen hatte einen sehr starken Backenbart, der Andere eine ungewöhnlich hohe Stirne, die durch das Rückwärtskämmen des langen Vorderhaares hervorgebracht war.

Die neuen Gäste hatten kaum Platz genommen, so begann der mit dem buschigen Backenbart: Was seh' ich? meiner Treu! das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, Herr von Spießer, grüß' Dich der Himmel.

Ah, rief der mit der hohen Stirne, der Spießer — richtig — ich hätt' ihn kaum wieder erkannt! Ist d e r Mensch dick geworden!

Valentin that erstaunt, er kannte die beiden Herren nicht, oder wollte sie nicht kennen.

Mir scheint gar, rief der Erstere fast beleidiget, Du willst mich nicht mehr kennen! Ich bin ja der Kandelstein!

Und ich, setzte der Zweite hinzu, der Spitzenbrunn!

Jetzt blieb Valentin nichts übrig, als auch seine Freude über das unerwartete Zusammentreffen zu äußern. Er that dieß mit einem freundlich sein sollenden Grinsen, wobei er immer murmelte: Freut mich — wirklich, freut mich — unendliches Vergnügen!

Meiner Treu! rief der Kandelstein, der die liebenswürdige Gewohnheit hatte, immer so laut zu sprechen, daß man es bequem auf zweihundert Schritte im Umkreise hören konnte, meiner Treu! ich hätt' heut eher an den langen Christoph gedacht, als an Dich.

Ja, ja, bemerkte der Spitzenbrunn, Berge und Thäler begegnen sich nicht, aber Menschen treffen zusammen.

Valentin erwiederte: Mein Gott! was giebt es denn da, sich so zu verwundern? wir leben ja in Einer Stadt —

Aber Du wohnst auf einem ganz andern „Grund,“ und die Laimgrube und das

Schottenfeld kommen in alle Ewigkeit nicht zusammen.

Valentin fühlte, daß es die Schicklichkeit erforderte, diese beiden alten Bekannten auch seiner Frau vorzustellen; er sagte daher: Liebe Henriette! diese beiden Herren waren einst meine Schulkameraden.

Wir sind mitsammen in die „Zoller'sche Hauptschul" gegangen, rief der backenbärtige Kandelstein; vom Lernen war bei uns freilich keine Spur — aber, nicht wahr, Valentin, deßwegen sind wir doch Hausherren geworden?

Der Spitzenbrunn schlug eine Lache auf und sagte, wie es seine Art war, mit gravitätischer Langsamkeit im Predigerton: Ja, ja, meine liebe Madame! wir Drei sind nicht nur mitsammen in die Schule, sondern in späterer Zeit auch noch wo andershin gegangen, ha, ha, ha! da waren wir halt noch jung, das waren andere Zeiten!

Erinnerst Du Dich noch, Spießer, schrie Kandelstein darauf, an die vielen Nächte, die wir beim „blauen Vortuch" zugebracht haben? Es war eine miserable Kneipe, aber lustig ist's drin hergegangen. Der Wirth hat zwei saubere Töchter g'habt —

Valentin spielte alle Farben des Regenbogens, er vermochte seine Verlegenheit nicht mehr zu verbergen.

Ich bitt' Dich, hör' auf, unterbrach er den Schreier unwirsch, wer wird denn an solche Dummheiten zurück denken? Wir sind ja jetzt beim Domayer und nicht auf dem Schottenfeld.

Dummheiten hin, Dummheiten her, perorirte Spitzbrunn gravitätisch, es waren halt fidele Zeiten! Eins muß ich Ihnen erzählen, Madame Spießer! ich denk' es noch wie heut, wir Drei kommen einmal zum blauen Vortuch, es war tief in der Fasten, wir waren g'rad recht fidel, da fangt der Valentin auf einmal an: Brüderl, heut möcht ich einmal einen Tanz machen! — Was fällt Dir ein? sag' ich zu ihm, wo sollen wir denn jetzt in der Fasten Musik hernehmen? — Ah was? ruft er, für Musik ist g'sorgt, wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen. — Richtig, was that der Sapperloter? Der Wirth hatte ein einstimmiges „Werkel" zum Abrichten seines Kanarivogels. Auf Ja und Nein packt er das Werkel — die dicke Wirthin muß in's Winkel hinein und d'rauf losleiern, daß ihr die Augenbrauen gewackelt haben, und wir

Drei haben die ganze Nacht mit den zwei Töchtern und einer ungewaschenen Köchin durchgetanzt, und dabei hat das einstimmige Werkel gar nichts Anders g'spielt, als: „O, Du lieber Augustin!" Was sagen Sie dazu, Madame Spießer? Eine ganze Nacht bei: „O, Du lieber Augustin!" durchzutanzen, da gehört ein guter Magen dazu, aber damals haben wir ihn halt g'habt.

Henriette und Gustav fingen an, sich zu amüsiren.

Valentin verlor allen Appetit.

Der Spritzenbrunn war mit seiner Werkelgeschichte kaum zu Ende, als Kandelstein wieder begann: Das muß man dem Spießer lassen, er war immer ein lustiger Patron. Erinnerst Du Dich noch an die alte Pfarrerköchin? —

Valentin riß ihn am Arme und sagte: Jetzt hörts einmal auf mit Euren Dummheiten! Du schreist ja, als ob wir ganz allein da wären —

Ah, was! rief der Kandelstein, ich red' nichts Unrechtes, was ich sage, kann die ganze Welt hören.

Laß ihn gehn! wendete sich Spritzenbrunn zu seinem Freunde mit dem buschigen Backen-

bart, Du siehst ja, er ist in seinen alten Tagen solid und nobel geworden!

Das ist schon eine alte Krankheit bei ihm! versetzte Kandelstein. Früher war er immer kreuzfidel, seitdem er aber das Malheur mit der Driller'schen Leni gehabt hat, hat er auf einmal umgeschnappt.

Valentin wurde todtenbleich.

Die Jugenderinnerungen seiner beiden Schulkameraden fingen jetzt an, wie der Wiener sagt, „in's Fleisch zu schneiden."

Henriette saß mit triumphirender Miene da.

Meine Herren, stotterte Valentin, es ist gar nicht schön von Euch, so rücksichtslos daher zu reden — was vorbei ist, ist vorbei. Ich bin hier, um mich zu unterhalten, nicht aber, um mich mit Euch zu ärgern.

Kandelstein begriff nicht, womit er seinen Jugendfreund beleidiget habe?

Spitzenbrunn suchte den Erzürnten zu besänftigen und sagte zu dem mit dem Backenbarte: Siehst Du, ich hab Dir's immer g'sagt, wer mit dem Spießer gut d'raus kommen will, kann Alles mit ihm reden, nur nichts von der Vergangenheit, nichts von der Gegenwart und nichts von der Zukunft, sonst kann man reden, was man will.

Valentin, um den beiden Schottenfeldern zu entkommen, wendete sich ganz zerknirscht zu seiner Gattin und sagte: Liebe Henriette, wäre es Dir nicht gefällig, eine kleine Promenade zu machen?

Die junge Frau willigte ein.

Sie wollte den Schlußeffekt der Jugenderinnerungen, nämlich „das Malheur mit der Drillerschen Leni" bei ihrem Gatten nicht verwischen lassen, darum kam es ihr erwünscht, daß Spießer sich von seinen alten Bekannten entfernte.

Aber der böse Genius Valentins schien es heute darauf abgesehen zu haben, ihn aus einer Verlegenheit in die andere zu bringen. Der Gott des öffentlichen Vergnügens, den er bisher so sorgfältig und ängstlich gemieden hatte, nahm Rache an ihm und floh ihn heute, wo er sich vorgenommen hatte, den Vergnügungsbecher mit vollen Zügen zu leeren.

Unsere Bekannten waren nämlich kaum einige Schritte gegangen, als Valentin plötzlich zusammenfuhr, seinen Freund Gustav krampfhaft am Arme faßte und zu ihm sagte: Da, jetzt hab ich ihn, jetzt soll er mir nicht auskommen, an dem will ich nun meine Wuth fühlen.

Was haben Sie denn schon wieder? fragte der Vollbart erstaunt.

Sehen Sie nur hin, dort sitzt er ganz wohlgemuth und unterhält sich mit einem andern Herrn.

Henriette und Gustav blickten auf die bezeichnete Stelle.

Wer sitzt dort? fragte die junge Frau.

Er, der Lump, der Lügner, der Betrüger, der falsche Vertraute, der mich im Sommertheater arretirt und drei Stunden in der Nacht herumgefoppt hat.

Der Schielende saß in der That ganz ahnungslos da und unterhielt sich, wie es schien, recht gut.

Dieses Mal wurde auch Gustav betroffen.

Henriette freute sich im Innern über die Verlegenheit, die nun auch ihm bereitet würde.

Valentin, dessen Galle schon früher aufgeregt war, murmelte seinem Gefährten zu: Ich werde mit ihm kurzen Prozeß machen, ich gehe sogleich zum Kommissär und lasse den Lumpen arretiren.

Ums Himmelswillen! rief Gustav ängstlich, machen Sie kein Aufsehen, Sie haben ja Ihre Frau zur Seite.

Gut, knirschte Valentin, so will ich ihn

früher zur Rede stellen und dann arretiren lassen.

Er ging auf den Schielenden zu und sagte: Guten Abend, mein Herr, es freut mich, daß ich Sie hier treffe.

Der Schielende erschrack, faßte sich jedoch gleich und sagte: Ich bitte, mit wem habe ich die Ehre, zu sprechen?

Valentin blickte ihn wüthend an und rief: Was? Sie fragen, mit wem Sie die Ehre haben? Sie kennen mich recht gut. Haben Sie nicht im Sommertheater meinen Namen und meine ganze Adresse gewußt?

Sie scheinen sich zu verkennen, mein Herr!

Oh, ich bitte, ich verkenne Sie nicht, ich kenne Sie nur zu gut.

Ich sage Ihnen, Sie verkennen sich —

Das ist abscheulich! Ich frage Sie, sind Sie nicht Derjenige, der sich für einen Agenten der Polizei ausgab, mich arretirte und nachher am Peter, mitten in der Nacht stehen ließ?

Ich weiß kein Wort —

Herr, reizen Sie mich nicht, ich bin nicht blind.

Das ist möglich, aber irren kann man sich leicht.

Sie kennen mich also gar nicht?

Nein, ich kenne Sie nicht.

Gut, jetzt werde ich meine Zeugen befragen, denn zum Glücke war ich nicht allein im Theater. Herr Gustav, ich bitte Sie, sagen Sie, ist dieser Herr derjenige, der mich im Park und im Theater ohne Unterlaß angestiert und dann beim Hinausgehen arretirt hat?

Henriette horchte gespannt auf die Antwort des jungen Mannes.

Der Vollbart versetzte verlegen: Es giebt sehr starke Aehnlichkeiten, es ist möglich, daß dieser Herr derselbe ist, ich aber glaube es nicht, der Andere war viel größer.

Valentin, unzufrieden mit der Antwort, wendete sich an seine Frau: Was sagst Du, liebe Henriette? Ist dieser Herr derselbe oder nicht?

Gustav und der Schielende hingen an dem Ausspruche der Dame.

Henriettens Augen blitzten.

Sie erkannte die Situation.

Wenn sie die Frage verneinte, so bekannte sie sich als Mitschuldige und belud sich mit dem Verdachte, Gustavs Pläne gebilligt zu haben.

Sie sagte daher ganz ruhig zu Valentin:

Es ist unbestreitbar, dieser Herr war es, der sich damals für einen Agenten ausgab, und ich dringe darauf, daß er jetzt die Gründe angebe, welche ihn zur Mystifikation veranlaßt haben?

Die Wirkung dieser Rede war eine dreifache.

Valentin jubelte, denn nun stand er dem Schielenden gegenüber nicht mehr allein.

Gustav warf einen flehenden Blick auf Henriette und lispelte in bittendem Tone: Gnädige Frau, wollen Sie mich ganz demüthigen?

Der Schielende sah den Vollbart mit einem Blicke und einer Miene an, die die Fragen enthielten: „Was ist das? Was haben Sie gesagt? Die Frau ist ja gegen Sie?"

Der Aufmerksamkeit Henriettens entging diese Augensprache nicht, sie wurde daher in ihrer anfänglichen Annahme, daß der Schielende in Gustavs Geheimnisse eingeweiht sei, noch mehr bestärkt. Sie sah sich in der That kompromittirt und es mußte ihr Alles daran liegen, den Verdacht, der auf ihr ruhte, zu beseitigen. Jetzt gab es bei ihr für Gustav keine Schonung mehr.

Auf ihre letzten Worte war eine stumme Pause erfolgt.

Nun, mein Herr, fuhr Henriette zu dem Schielenden fort, ich bitte, sprechen Sie.

Valentin begriff nicht, was da vorgehe, aber er schien zu ahnen, daß die Situation eine andere geworden.

Da Sie sich zu einem offenen Bekenntnisse nicht bequemen wollen, sagte die junge Frau mit schneidender Kälte, so will ich es an Ihrer Stelle thun. Ihre Arretirung, Herr Spießer, war ein von Herrn Gustav veranstalteter Scherz —

Von Gustav? hauchte Valentin.

Der junge Herr wollte sich das Vergnügen machen, mit mir allein nach Hause zu fahren.

Allein? wiederholte der arme Ehemann.

Ist es so, Herr Gustav? fragte Henriette den Vollbart im strengen Tone.

Ja! hauchte der junge Mann, der nicht den Muth hatte, zu leugnen.

Die Dame fuhr fort: Um die Gesundheit unsers freundlichen Nachbars besorgt, wollte ich ihn der frischen Luft nicht berauben und ließ ihn auf dem Bock neben dem Kutscher

die Nachhausefahrt machen. Ist es so, Herr Gustav, oder nicht?

Da der junge Mann etwas säumte, seine Schmach einzugestehen, so setzte sie rasch hinzu: Wenn Sie sich dessen nicht mehr entsinnen, so will ich den Fiaker zu Hilfe rufen, ich habe mir seine Nummer gemerkt.

Es blieb dem Vollbart nichts übrig, als auch auf diese Frage ein: „Ja!“ zu flüstern.

Henriette kehrte sich jetzt zu dem Schielenden und sagte: Sie haben nun die Wahrheit gehört. Sie thaten damals Ihre Schuldigkeit als Freund, ich die meine als Gattin. Gott befohlen!

Sie hing sich nun in den Arm Valentins und leitete den Widerstrebenden zu dem Tische, an dem sie früher gesessen waren.

Gustav in seinem „nichtsdurchbohrenden Gefühle“ folgte ihnen mit gesenktem Kopfe.

Henriette, sagte Valentin zu seiner Gattin, Du bist eine Frau, die man verehren muß, Du bist ein Engel!

Ob Engel oder Teufel, versetzte die kleine Brünette düster, für Sie bin ich verloren!

Die beiden Schottenfelder hatten den Tisch verlassen.

Bevor das Ehepaar sich niederließ, flü-

flerte Henriette ihrem Gatten zu: Ich hoffe, daß Sie in Ihrem Benehmen gegen Gustav heute keine Aenderung eintreten lassen werden. Er ist mit uns gekommen, er soll mit uns nach Hause fahren. Was Sie später thun werden, ist mir gleichgiltig.

Valentin gehorchte.

Er sprach Gustav nicht unfreundlich an, dieser antwortete verlegen, obwohl man nur von gleichgiltigen Dingen redete.

Die Gemüthsaufregung der drei Personen war jedoch zu groß, als daß eine angenehme ungezwungene Unterhaltung hätte Platz greifen können.

Der Himmel erbarmte sich aber des Kleeblattes und befreite es aus dieser unangenehmen Lage, indem er sich ins Spiel mischte.

Es war nämlich plötzlich ein fürchterliches Gewitter heraufgezogen.

Bevor wir die nun folgende Scene schildern, sei uns gegönnt, Das nachzuholen, was zur Verständigung derselben nothwendig ist.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Auf dem Platze vor dem Gasthause standen eine Unzahl von Wägen.

Die Equipagen und die Miethkutschen harren hier gewöhnlich der Rückkunft ihrer wirklichen oder zeitlichen Eigenthümer. Außer diesen waren aber auch viele Fiaker aus der Stadt herbeigeeilt, die — mit ihrer in dieser Hinsicht merkwürdigen Spürnase — das herannahende Gewitter herausgefühlt hatten und die gute Gelegenheit eines Regengusses nicht unbenützt lassen wollten.

Unter diesen vielen Wagen befand sich auch d er des Herrn Valentin Spießer.

Der Kutscher saß gemüthlich auf seinem Sitz und war darauf gefaßt, sich einige Stunden zu langweilen.

Nach einer Weile kam ein bepackter Kellner auf den Wagen zu und erkundigte sich, ob dieß die Equipage des Herrn von Spießer sei?

Auf die bejahende Antwort reichte er dem Kutscher kalte Speisen und eine Flasche Wein.

Dieser, in dankbarer Erinnerung an seine Herrschaft, aß und trank nach Herzens-, oder besser gesagt, nach Magenslust.

Nach einer Weile kam noch eine Flasche Wein und dann wieder eine.

Entweder wurde der Wein immer besser, oder bekam er immer mehr Durst, genug, der

Phaeton Spießers war bedeutend inspirirt geworden und murmelte bei sich: Da mein Herr so splendid war und mir drei Flaschen Wein zahlte, so darf ich nicht schmutzig sein ich will mir daher auch zwei zahlen.

Er kletterte mühsam herab, überließ im Humor Pferde und Wagen ihrer eigenen Aufsicht, und ging in die große Schankstube, wo die Phaetonisten gewöhnlich ihre Erfrischungen einnehmen.

Hier zahlte er sich vorgenommener Maßen zwei Flaschen, und dann, um an Splendidität seinem Gebieter gegenüber nicht zurückzubleiben, noch eine Flasche, bei der er aber schon sehr sinnenschwach zu werden begann und sich an den Tisch halten mußte.

Aus diesem idyllischen Zustande wurde der Begeisterte durch einen allgemeinen Lärm aufgestört, insoferne man nämlich einen Trunkenen stören kann.

Er hob den schweren Kopf, sah Leute hinausrennen, hörte Etwas von „Wetter und Platzregen," und errieth aus Instinkt, um was es sich handle.

Er machte sich also auf und schwankte hinaus.

In der frischen Luft angelangt, stieg ihm

der ganze Weindunst zu Kopfe, er hatte kaum die Kraft, bis zu der Kutsche zu taumeln, wo er niedersank.

Das unter den Fittichen der Nacht in aller Stille heraufgezogene Wetter kündigte sich weder durch Wind, noch durch Donner und Blitz an.

Einzelne fallende Tropfen machten die Festgäste kaum auf die etwa kommende Scene aufmerksam, und schon begann die Verwirrung um sich zu greifen.

Alles wollte zugleich zahlen.

Der Regen wurde stärker.

Draußen auf dem Platze ging es drunter und drüber.

Man hört Schreien, Lärmen, Rufen, Frauenstimmen kreischen, Männer poltern, alte Herren schimpfen; Alles sucht nach Wagen.

Fiaker Nummer 469!

Nummer 612!

Wagen des Herrn von Polkwitzer.

Aufg'schaut!

Donnerwetter! aufg'schaut.

Nur her da, da ist der Wagen.

Marie, Marie, wo bist du?

Da bin ich Papa, aber wo ist die Mama?

Einsteigen! Einsteigen! —

Stellwagen! Stellwagen! —

Mama! Mama! wo sind Sie denn?

Franzi! Franzi! der Franzi ist nicht da.

Wo ist denn mein Schawl?

Finettl, Finettl, da komm her.

Man hört pfeifen.

Donnerwetter! geben's Acht, Sie treten mir mein Kleid ab.

Henriette, ich bitt Dich, steig nur schnell in den Wagen, so — Herr Gustav, ich bitt Sie, haben Sie den Kutscher noch nicht gefunden — diese Finsterniß!

Da! da liegt er.

Meiner Treu, ah! ah! was ist denn das? Der Schlingel ist ja sternhagelvoll besoffen!

Er ist total betrunken.

O der Hauptlump! Dieser fürchterliche Regen! Was fangen wir nun an?

Da heißt es sich nicht lange besinnen, sonst werden wir durch und durch naß.

Lorenz! Lorenz! rief Valentin und rüttelte den Phaetonisten, aber dieser war ganz sinnlos, ein Klumpen warmes Fleisch ohne Seele.

Mitnehmen können wir den Kerl nicht, sagte Gustav, darum meine ich, wir tragen ihn bei Seite, damit er vor Fußtritten geschützt

ist, und lassen ihn dort liegen; wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat, wird er schon nach Hause kommen.

Ja, sagte Valentin, thun wir das.

Die beiden Freunde packten den trunkenen Kutscher und schleppten ihn bis zum Hause, wo sie ihn an der Wand niederließen. Dann eilten Sie zum Wagen zurück.

Henriette hätte das Kutschenfenster geöffnet und fragte, als die Herren zurückkamen: Wer wird denn jetzt die Pferde lenken?

Ich habe in meinem Leben nicht kutschirt! sagte Gustav.

Ich werde kutschiren, rief Valentin, Gott sei es gedankt, das werden wir auch noch zusammenbringen.

Wenn Sie die Zügel übernehmen, sagte Henriette zu Spießer, dann bitte ich Herrn Gustav sich zu Ihnen auf den Bock zu setzen.

Der junge Mann fühlte den Stachel dieses neuen Mißtrauensvotums.

Valentin jubelte im Stillen über die Strenge seiner Frau.

Der fürchterliche Regen zwang zu einem raschen Entschlusse; die beiden Herrn bestiegen also den Kutschersitz, Valentin nahm Zügel

und Peitsche zur Hand und lenkte den Wagen mit vielem Geschicke auf die Straße ein.

Henriette saß allein.

Die Kutsche bewegte sich noch langsam, denn sie war aus den Gewirre noch nicht heraus, da wurde die Wagenthüre rasch geöffnet, ein Mann schlüpfte hinein, und indem er die Thüre leise hinter sich schloß, lispelte er: Gnädige Frau, Verzeihung für mein Wagniß — ich bin es!

Henriette zitterte vor Schreck.

Es war Moritz.

Um Gotteswillen! hauchte sie ihm zu, was haben Sie gethan?

Ich habe Alles gewagt, um nur fünf Minuten lang mit Ihnen sprechen zu können.

Diese Unvorsichtigkeit —

Sie ist eben so groß, wie meine Liebe. Ich bin hier, um mein Urtheil zu holen. Niemand ahnt etwas, denn was ich unternehme, thue ich selbst, ohne irgend eine Hilfe. Wenn Sie es wünschen und mich verdammen, so verlasse ich augenblicklich den Wagen.

Mein Gott! wenn mein Mann oder Herr Gustav —

Oh, fürchten Sie nicht, gnädige Frau, der heftige Platzregen und die Finsterniß, welche

Beide zur Aufmerksamkeit nach Außen zwingen, beschäftiget sie zu sehr, als daß sie in diesem Augenblicke an etwas Anderes, als an die Gefahr des Umwerfens denken sollten. Gnädige Frau, zürnen Sie mir?

Ich sollte es, Herr Moritz.

Und warum? Weil ich eine so schöne Gelegenheit nicht vorübergehen lassen konnte, ohne Sie meiner Liebe zu versichern.

Wie viele solcher Versicherungen mögen Ihren Lippen schon entströmt sein?

Ich leugne es nicht, mein Mund hat schon oft von Liebe gefaselt, aber mein Herz war dabei nicht betheiliget.

Und Sie muthen mir zu, Ihnen zu glauben, daß gerade jetzt Ihr Herz wirkliche Liebe fühle?

Ich bitte Sie, mir es vor der Hand zu glauben. Meine Sache wird es sein, Sie nach der Hand davon zu überzeugen.

Ich fürchte, Herr Moritz, Sie treiben ein loses Spiel.

Möge das Spiel l o s e sein, das Band zwischen uns soll ein f e s t e s werden.

Es ist leichtsinnig von mir, Ihnen Glauben zu schenken.

Nach Jahren werden Sie sagen: Jenem Leichtsinne verdanke ich mein Lebensglück!

Sie sind um Antworten nie verlegen.

Das ist ein Beweis, daß ich wahr spreche.

Oder daß Sie Ihre Rolle gut studirt haben.

Man kann im Voraus Reden einstudiren, aber keine Antworten, denn man weiß ja im Voraus nicht, um was man gefragt wird? Darum ist es leichter, eine Rede zu halten, als eine Interpellation zu beantworten. Gnädige Frau, die Zeit drängt, sprechen Sie jetzt, darf ich hoffen?

Herr Moritz! bat die junge Frau.

Ihr zitternder Ton verrieth die Bewegung ihres Innern.

Er faßte ihre Hand und zog sie an sich.

Henriette lehnte an seiner Brust.

Lieben sie mich, Henriette?

Ich will Ihnen meine Schwäche bekennen. Ich liebte Sie schon da, als Sie noch für Gustav wirkten.

Und auch ich liebte Sie, und beflis mich meiner Elephantenrolle nur deshalb in so hohem Grade, weil sie mir Gelegenheit bot, dabei Ihr Herz zu gewinnen. Dem Himmel sei es gedankt, Sie ruhen an meinem Herzen,

das ist meine Seligkeit, und während ich hier im Trocknen bin und Sie umarme und küße, sitzen draußen Ihr Mann und Ihr Anbeter im fürchterlichsten Regen und kutschiren mich und Sie nach Hause. Das ist unser Triumph!

Sie sind ein Schalk, versetzte die junge Frau, wenn Sie nur halb so aufrichtig und treu sein werden, als Sie listig und erfindungsreich sind, dann wird es mich nie reuen, Ihnen vertraut zu haben.

Der Wagen rasselte jetzt über Pflaster, ein Beweis, daß man sich bereits in der Mariahilfer Hauptstrasse befand.

Moritz nahm Abschied von Henriette — öffnete die Wagenthüre, wartete, bis man in die dunkle Kollergerngasse einbog, und hüpfte dann leicht hinaus — so daß man ihn eben so wenig aus- als einsteigen sah.

Unsere Bekannten langten glücklich zu Hause an.

Valentin und Gustav waren bis auf die Haut durchnäßt. Der junge Mann sprang trotzdem schnell ab, um der Dame beim Aussteigen hilfreiche Hand zu bieten.

Henriette verließ, noch immer entzückt von Liebe, den Wagen und eilte dann die Treppe hinauf.

Bei ihrem Aussteigen fühlte Gustav, daß ihm etwas auf den Fuß gefallen war.

Er hob den Gegenstand auf.

Es war ein schwarzes Spazierstäbchen von Bein.

Wie kam dieses Spazierstäbchen, das offenbar einem Manne, aber weder ihm noch seinem Freunde angehörte, in den Wagen?

Der Vollbart hatte diese Frage kaum an sich gerichtet, als ein fürchterlicher Gedanke durch seinen Kopf fuhr.

Oh, oh! murmelte er wüthend in sich hinein, ich bin betrogen, schändlich betrogen, dieses Stäbchen gehört Moritz — der Abscheuliche war bei ihr im Wagen.

Von Zorn und Wuth erfüllt, eilte er nach Hause.

Das verhängnißvolle Stäbchen nahm er mit sich.

Sechstes Kapitel.

Die Baronin von Rottenheim erhält von ihrem doppelten Deficit Kenntniß.

Die Baronesse von Rottenheim befand sich in ihrem Empfangzimmer.

Mehrere Herren und Frauen, die sie zu sprechen wünschten, harrten im Vorzimmer.

Die junge Dame saß in einem Fauteuil und hatte Papiere vor sich.

Sie klingelte.

Der eintretende Kammerdiener erhielt einen Wink, der ihm bedeutete, daß die Herrschaft bereit sei, zu empfangen.

Bald darauf trat ein alter Herr herein, der elegant gekleidet, sich der Dame mit vielen Kratzfüßen näherte.

Was bringen Sie mir Gutes, Herr von Stumpf? fragte Sidonie freundlich.

Der Angekommene richtete verlegen seine grünen Augengläser und sagte: Gnädige Frau Baronin werden vergeben, wenn ich wieder belästige, aber mein Sohn –

Ah so, unterbrach ihn jetzt die Dame, indem ein leichter Schleier von Unmuth ihr Antlitz überflog, Sie kommen wegen der bewußten Anstellung? —

Zu dienen, gnädige Baronin, es sind jetzt schon drei Monate. —

Mein Gott, drei Monate! was sind denn drei Monate? Ehedem hat man Jahre lang petitioniren müssen, und jetzt werden die Herren schon ungeduldig, wenn es einige Monate lang hergeht.

Ich habe, wie gnädige Frau am besten wissen, keine Kosten gescheut, nun glaube ich aber, daß es endlich an der Zeit wäre —

Sie sind sehr undelikat, Herr von Stumpf, Ihr Herr Sohn hat miserable Zeugnisse, wenn ich ihn also durch meinen Einfluß zu postiren gedenke, so ist es natürlich, daß der Abgang an Kenntnisse aufgewogen werden muß. Ob dies schon in einer verhältnißmäßigen Weise geschehen, überlasse ich Ihrer Beurtheilung.

Bis wann glauben Sie also, gnädige Frau, daß er am Ziele sein wird?

Das hängt von Ihnen ab.

Der Alte fuhr mit der Hand nach dem Tische, ließ dort ein Papier fallen und sagte:

Was mich anbelangt, so will ich dem jungen Menschen jede mögliche Unterstützung angedeihen lassen.

Haben Sie nur noch einige Zeit Geduld, besänftigte ihn nun die Dame in einem viel freundlicheren Tone, es wird nimmer so lange dauern, der junge Herr soll aber dann auch eine rentable Stellung erhalten.

Der Alte war zufrieden mit dem erhaltenen Troste und entfernte sich unter Bücklingen und Reverenzen.

Sidonie schob das zurückgelassene Papier in die Lade, denn sie erkannte, daß es eine dreizifferige Banknote war.

Eine junge hübsche Frau trat ein; sie war sehr elegant gekleidet.

Sidonie hatte sie kaum erblickt, so sagte sie schon: Ah, meine arme Baldauf, ich habe Ihnen keine trostreiche Bothschaft zu verkünden. Der Graf hat Sie neulich — wie wir uns verabredet hatten, — bei mir in der Loge gesehen, aber Sie scheinen auf ihn nicht den erwünschten Eindruck gemacht zu haben.

Die junge Frau wurde glühend roth. Ihre verletzte Eitelkeit trieb ihr das Blut in die Wangen.

Sidonie dies bemerkend, sagte: Es thut

mir leid, aber ich hoffe, Sie werden mir deßhalb nicht grollen, ich habe wirklich das Meinige gethan. Der alte Graf ist in Bezug auf die Gouvernanten der jungen Comtesse sehr wählig. Er sagte mir, Sie hätten ihn so frostig angeblickt.

Ach, gnädige Frau, ich konnte doch nicht gleich das erste Mal —

Das habe ich ihm auch gesagt, und er meinte am Ende, er werde sich die Sache überlegen.

Ach, gnädige Baronin, wenn Sie meine Lage kennten —

Sidoniens forschender Blick ruhte auf der jungen Gestalt.

Würden Sie also gerne die Stellung bei den Grafen annehmen?

Ob ich gerne würde? Es ist ja die einzige Hoffnung, die mir noch übrig geblieben ist.

Nun gut, ich werde sehen.

Gnädige Frau, ich werde Ihnen gewiß ewig dankbar sein.

Sie faßte die Hand der Baronin, drückte sie an ihre Lippen und ließ dann in derselben ebenfalls ein Papier zurück.

Dieser Frau folgte ein hoher Mann, der einen langen Schnurbart, buschige Augen-

brauen und ein wildes Auge hatte. Das andere war durch eine schwarze Binde verdeckt.

Der Mann hinkte, auf einen Stock gestützt, in das Gemach, wobei er durch sein Auftreten viel Geräusch machte.

Ach, du lieber Himmel, sagte die Baronin, als sie ihn erblickte, verdrießlich, was Sie doch immer für einen Lärm machen!

Der Einäugige machte ein Gesicht, als ob er tausend Teufel in dem Magen hätte und sagte mit einer Stimme, die roh und ungeschlacht wie aus einem Sprachrohr herauskam: Ist Ihnen dieser Lärm schon unangenehm, dann wird Ihnen der folgende noch unangenehmer werden.

Sidonie war auf eine Scene gefaßt.

Was wollen Sie? fragte sie, ohne irgend eine Bewegung zu verrathen.

Ich bitte, Frau Baronin, thun Sie nicht so unwissend. Sie wissen recht gut, was ich will? Was ist es mit der bewußten Lieutenantscharge für meinen Sohn?

Sie werden am besten wissen, daß es damit noch nichts ist.

Das weiß ich sehr gut! Ich weiß aber, daß mich diese Geschichte schon sechshundert Gulden kostet.

Eine wahre Bagatelle! Wenn Sie sechstausend werden ausgegeben haben, und er ist noch nicht avancirt, dann hätten Sie allenfalls Grund, zu murren.

So, rief der Einäugige wüthend, Sechstausend! Haben Sie sonst keine Schmerzen? Dann, meinen Sie, hätt' ich erst ein Recht zu murren? Dann würde ich nicht murren, sondern ich würde Sie vor Galle morden.

Dann würde man Sie aufhängen! versetzte Sidonie ganz gelassen.

Der Mann wischte sich den Schnurbart und tunkte mit dem Kopfe so wie Jemand, der ohne Zuhilfenahme der Hände eine Fliege vom Gesichte verscheuchen will.

Hierauf begann er wieder: Fünf Monate narren Sie mich schon hierher.

Ich habe Ihnen nie geheißen, mich zu besuchen. —

Sechshundert Gulden habe ich bereits auf diesem Tische liegen lassen.

Warum haben Sie sie liegen lassen!

Ich will jetzt wissen, rief er und stieß mit seinem Stocke auf den Fußboden, wie ich daran bin. Wann wird mein Sohn Lieutenant?

Fragen Sie den Kriegsminister.

Wenn ich Den fragen soll, bedarf ich Ihrer nicht; geben Sie mir mein Geld zurück!

Sie haben mich gebeten, ich solle mich für Ihren Sohn verwenden. Ist es so oder nicht?

Ja, es ist so!

Nun sehen Sie, ich habe mich für ihn verwendet, wenn er aber trotz dem nichts geworden ist, so ist das nicht meine Schuld.

Abscheulich! Das ist Betrug, veritabler Betrug.

Wählen Sie Ihre Ausdrücke anders, mein Herr, sonst werde ich mein Hausrecht gebrauchen.

Ich werde Klage führen.

Das steht Ihnen frei. Es wird indessen verdammt schmeichelhaft für Sie lauten, wenn die Welt erfährt, daß Sie eine Dame bestechen, damit sie für Ihren Esel von einem Sohne, der nicht orthographisch schreiben kann, eine Offiziersstelle erbettelt.

Der Einäugige war wüthend.

Was soll ich jetzt beginnen? knirschte er wüthend.

Fein manierlich werden, ruhig nach Hause gehen und geduldig warten.

In diesem Augenblicke trat der Kammerdiener ein und überreichte ihr eine Karte.

Sie blickte sie an und sagte nachläßig: Ah! vom Gesandten des Herzogs von Ehrenstein, — ich werde kommen.

Der Diener entfernte sich.

Der lange Polterer hatte kaum von dieser Einladung zu einem herzoglichen Gesandten gehört, als das Gefühl von der Allmacht der Dame ihn wieder beschlich und er seine Heftigkeit zu bereuen anfing.

Er änderte plötzlich den Ton und erschien wieder als Supplikant, indem er sein früheres unanständiges Benehmen durch die Liebe zu seinen Sohn zu entschuldigen suchte. Sidonie spielte die Gerührte und Großmüthige, der Verzeihen ein Bedürfniß ist, und das Resultat des Besuches war, daß der Einäugige mit neuen Hoffnungen getränkt von dannen ging und auf dem Tische wieder eine bedeutende Summe zurückließ.

Nach ihm trat ein kleines, hageres Männchen in das Gemach.

Dies war der Agent, Geschäftsführer, Rechtsfreund — mit Einem Worte: das Faktotum der Baronin von Rottenheim.

Sidonie hatte ihn kaum erblickt, so sagte

sie zu dem Diener: Ich habe mit diesem Herrn länger zu verkehren, und da ich dann nach St. Veit muß, so bleibt mir für heute keine Zeit mehr zur Disposition. Wer mich also noch zu sprechen wünscht, möge sich ein anderes Mal zu mir bemühen.

Der Diener ging ab.

Sidonie wendete sich zu dem Agenten.

Jetzt, Herr Doktor Korb, sagte sie, nehmen Sie an meiner Seite Platz und lassen Sie hören, wie unsere Sachen stehen.

Der kleine Doktor zog ein Portefeuille hervor und begann in demselben zu blättern.

Die Sachen stehen gut. Ich habe, wie Sie gnädige Baronesse es mir befahlen, sämmtliche Passiva einer genauen Revision unterzogen. Sie betragen **146589** Gulden.

Die Baronin warf einen Blick auf das Papier, welches sie vor sich liegen hatte und sagte: Stimmt genau mit meiner Rechnung.

Davon, fuhr der Anwalt fort, sind gedeckt **97231** Gulden, und bleiben daher **49358** ungedeckt.

Sidonie, indem sie ihre eigene Rechnung mit jener des Advokaten verglich, gab das beiderseitige Uebereinstimmen durch ein Kopfnicken zu erkennen.

Diese letztere Summe, sagte Herr Korb weiter, ist auf folgende Wechsel vertheilt: Bei Nordstein und Compagnie 20000 fl., bei Werdenberg 12000, bei Stadelheim 9000 und die übrige Summe mit 8358 Gulden in einigen kleinen Posten. Diese letztere Summe müßte von Allem getilgt werden, denn die kleinen Gläubiger sind die ungeduldigsten und gefährlichsten. Nordstein und Compagnie wird erst in einem Monate fällig. Werdenberg und Stadelheim dagegen binnen drei Tagen. Diese beiden Wechsel belaufen sich auf 21000 fl. Es wäre also im jetzigen Augenblicke eine Summe von beiläufig 30000 fl. erforderlich, um, mit Ausnahme von Nordstein und Compagnie, Ihre Gläubiger zu befriedigen.

Die Summe ist nicht so erheblich, ich glaube, mein Vater, der Fürst, wird sich noch heute dazu bekennen, habe jedoch nur ein ernstliches Bedenken.

Ich bin bereit, Sie zu hören, gnädige Frau.

Wenn mein Vater, der Fürst, die sogenannte Summe übernimmt, so darf ich es nicht wagen, ihn in einem Monate wegen der übrigen Schuld von 20000 Gulden neuerdings zu belästigen.

Der Doktor antwortete: Wenn Nordstein und Compagnie erfährt, daß alle Ihre übrigen Gläubiger befriediget sind, so wird das Haus gerne gegen entsprechende Prozente eine neue Sicht stellen, oder wenn auch nicht, so werden wir dann schon eine andere Quelle finden, um diese Summe zu decken. Später müßten dann freilich wieder Seine Durchlaucht in Anspruch genommen werden.

Es wird gut sein, sagte die Baronin, wenn Sie jetzt schon für jenen Fall sorgen, und hie und da wegen einer neuen Anleihe anfragen. Es fällt nicht wenig auf, daß ich noch immer in der Stadt weile, während die übrige Welt bereits die Landwohnungen bezogen hat. Ich kann den Schleier meiner Finanzverhältnisse nicht lüften und gebe vor, im Hochsommer in ein fernes Land zu reisen. Diese Reise will ich auch ausführen. Sie wird Geld kosten, daran liegt nichts. Dann kömmt die Herbstsaison, mein Hotel muß während der Zeit meiner Abwesenheit ganz neu möblirt und dekorirt werden. Ich habe bereits Auftrag gegeben, mit Leistler zu sprechen. Sie sehen also, Herr Doktor, daß mir bedeutende Auslagen bevorstehen. Sorgen Sie daher für mich, fünf Perzent mehr oder

weniger, daran liegt nichts, Sie können von fünfzehn bis auf zwanzig vom Hundert hinaufgehen. Unter uns gesagt, der Fürst ist ein abgelebter Mann, wie lange kann er noch vegetiren? Ich bin in seinem Testamente reich bedacht, das habe ich schon erfahren; er kargt jetzt nur, weil er meine Excentrität in Geldsachen fürchtet, er will mich an Sparsamkeit gewöhnen u. s. w. Ich habe also eine schöne Zukunft vor mir, es handelt sich nur darum, die Zeit bis zum Tode des Fürsten durchzuwinden. Ich hoffe, in Ihnen eine tüchtige Stütze zu haben, es soll Ihr Schade nicht sein. Sie kennen mich ja, ich verstehe es, dankbar zu sein. Somit sind wir in der Ordnung?

Ganz in der Ordnung.

Sie brauchen 30000 Gulden und dann bleibe ich wenigstens Ein Jahr lang unbelästiget, wobei ich voraussetze, daß Sie nicht nur für die noch restirenden 20000 fl. sorgen, sondern auch noch einen Ueberschuß, der wenigstens so groß ist, auftreiben.

Ich werde mein Möglichstes thun! versetzte der Agent.

Sidonie erhob sich.

Leben Sie also wohl, Herr Doktor, die

Stunde ist da, ich muß nach St. Veit zu meinem Vater.

Die Kleine empfahl sich sehr devot und verließ das Gemach.

In wenigen Minuten später saß die Baronin in einer eleganten Chaise und rollte aus der Stadt.

. . . .

. . . .

. . . .

Als Sidonie vor einigen Tagen beim Fürsten Ratschkoy gewesen war, hatte man sich geweigert, sie vorzulassen; sie drang indessen, wie wir gesehen haben, mit ihrem Willen durch; der Fürst empfing sie und sie schied mit den angenehmsten Hoffnungen: denn sie kannte den alten Herrn aus Erfahrung und wußte, daß er — seinen letzten Reden nach zu urtheilen — endlich doch nachgeben werde.

Als die Baronin daher heute das fürstliche Landhaus betrat, hoffte sie einen freundlichen Empfang und am Ende eine Anweisung an den Bankier des Fürsten, die sie in den Stand setzen würde, einen Theil ihrer Gläubiger zu befriedigen und dann eine vielleicht noch größere Summe kreditirt zu erhalten.

Es kam jedoch nicht so.

Sidonie rauschte in das Vorzimmer.

Die Dienerschaft grüßte sie kaum; hie und da bemerkte sie eine mißachtende Miene.

Man that ihr gegenüber so kalt, so fremd, als ob sie heute die Schwelle dieses Hauses zum ersten Male übertreten hätte.

Sie befahl, sie zu melden.

Der Kammerdiener fragte, wen er die Ehre habe, anmelden zu sollen?

Sidonie stutzte.

Mir scheint, sagte sie mit einem Spottlächeln, man ist hier verrückt? melden Sie mich, die Baronin von Rottenheim.

Sidonie gerieth in Unruhe.

Hier ist Etwas vorgegangen, lispelte sie, als der Diener sich entfernt hatte; diesem Benehmen der Hausoffiziere zu Folge, welches als Thermometer immer den Wärme- oder Kältegrad ihrer Herrschaften anzeigt, steht mir ein sehr frostiger Empfang bevor. Sollte der alte Herr sich eines Anderen besonnen haben? Unmöglich! Er hat mir noch nichts abgeschlagen; er wird es auch heute nicht. Der Frost muß eine Finte sein; man will mich einschüchtern, damit ich mich mit einer

weniger bedeutenderen Summe begnüge. Das ist Alles.

Der Diener erschien und die Baronin konnte eintreten.

Der Fürst war im Auf- und Abgehen begriffen.

Er ignorirte das freundliche Gebaren der jungen Dame und grüßte kalt und gemessen.

Sidonie fühlte sich verletzt; doch sie bezwang sich.

Euer Durchlaucht, sagte sie, scheinen sich unwohl zu befinden?

Mir ist es so wohl, versetzte der Greis, wie schon seit lange nicht.

Dann bin ich so unglücklich, nicht willkommen zu sein — —

Das, Frau Baronin, dürfte eher möglich sein.

Euer Durchlaucht sind seit einiger Zeit sehr ungnädig gegen mich.

Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, dies zu bemerken.

Zu meinem größten Bedauern muß ich gestehen, daß Ihre fürstliche Ungnade mich nicht ganz unverdient trifft. Ich habe vielleicht manchmal Ihre fürstliche Güte zu sehr in Anspruch genommen.

Frau Baronin, Sie fangen an, zur Einsicht zu gelangen. Warum so spät, Madame?

Die ironische Kälte des Greisen durchfröstelte die junge Dame. Die Ahnung eines unvorhergesehenen, ihr unbekannten Zwischenfalles begann in ihrer Seele aufzuwachen. Sie wußte nicht, wo anzufassen, um endlich die Intentionen des Fürsten zu erfahren. Um ein Hinderniß wegzuräumen, muß man es früher kennen. Sidonie suchte daher, es zu erforschen.

Ich glaube, entgegnete sie auf die letzten Worte des Fürsten, daß es noch nicht zu spät ist; es wäre traurig, wenn jeder gemachte Fehltritt unverbesserlich wäre.

Das ist wahr, erwiederte der alte Herr; allein es giebt Fehltritte, die zu verbessern man nicht mehr in der Lage ist.

Das ist bei mir, Gottlob! nicht der Fall.

Dann gratulire ich Ihnen.

Ich bedarf nur einer mäßigen Nachhilfe, meine Schuld ist dann getilgt und die Zukunft soll mich nicht mehr auf dem verfänglichen Pfade finden.

Ihre guten Vorsätze, Frau Baronin, gereichen Ihnen zur Ehre; aber es bleibt nur noch die Frage zu beantworten, woher soll

die mäßige Nachhilfe kommen, deren Sie bedürfen? So viel ich weiß, sind Ihre Quellen ganz erschöpft.

Noch nicht! versetzte Sidonie mit einschmeichelndem Vertrauen.

Dann gratulire ich.

Ich besitze — wenn auch nur für dieses Mal — eine gesegnete Quelle; es ist dies das Herz — meines Vaters!

Der Fürst blieb jetzt vor der Dame stehen.

Der hagere Leib streckte sich; er schien zusehends größer zu werden. Sein Auge blitzte unter den herabhängenden Brauen hervor; der Blick traf die Baronin mit solch vernichtender Kraft, daß ihr Blut zu stocken begann.

Das eben ist der Irrthum! sagte der Fürst mit aller Würde, deren er fähig war. Sie bauen auf ein Gut, das Sie nicht mehr besitzen.

Mein Vater! stammelte die Baronin.

Sprechen Sie dieses Wort nicht aus, Madame; denn ich bin Ihr Vater nicht!

Verstoßen? rief Sidonie und begann sich nun, empor zu richten.

Ich will Ihnen die Sachlage klar machen, Frau Baronin; betrachten Sie dieses Porträt.

Er hielt ihr jenes Daguerreotyp vor Au-

gen, welches er der Wolfin bei ihrem Besuche abverlangt hatte, und das, wie wir wissen, das Bild der armen Lucie Driller vorstellte.

Sidoniens Blick war kaum auf das Porträt gefallen, so rief sie auch schon: Heiliger Himmel, meine Mutter!

Ein triumphirender Blick des alten Herrn war die erste Antwort auf diesen Ausruf.

Sein Antlitz zeigte die Miene der vollsten Befriedigung.

Nicht Ihre Mutter, versetzte der Fürst hierauf langsam; sondern es ist dies das wirkliche Kind derjenigen, die Sie Ihre Mutter nannten.

Sidonie wurde blaß wie eine Leiche. Ihr Körper bebte.

Dieses Mädchen, versetzte der Greis, ist mein Kind und dieses Mädchen lebt.

Der Baronin versagten die Kräfte. Sie sank in ein Fauteuil und ihr Auge — gleichsam eine Aufklärung über diese vernichtende Entdeckung fordernd, blieb stier und starr auf den Boden gerichtet.

Wenige Worte enthüllten ihr das Geheimniß und lösten ihr das Räthsel.

Eine stumme Pause folgte darauf.

Der Fürst lehnte während derselben am Fenster und sah auf die freie Gegend hinaus, während seine Gedanken sich damit beschäftigten, wie nun der Scene und überhaupt seinem Verhältnisse mit der Baronin am schnellsten ein Ende zu machen wäre. Sidonie erholte sich nach und nach von dem Schlage. Auch sie rang nach einem Entschlusse.

Ihr elastischer Geist begann sich unter dem eben erlittenen Drucke emporzuringen.

Den Gedanken, die bis jetzt inne gehabte Position zu verlassen, wies sie mit Entrüstung zurück. Sie besaß den Muth, dem Geschicke, welches ihr so feindlich entgegentrat, die Stirne zu bieten.

Als der Fürst sich ihr wieder zuwendete und sie hinlänglich gefaßt glaubte, begann er: Frau Baronin, Sie werden es selbst billigen, daß dem unnatürlichen Verhältnisse, welches zwischen uns bestand, ein Ende gemacht werde.

Sidonie schüttelte den Kopf.

Ihnen, Euer Durchlaucht, antwortete sie, mag das Verhältniß unnatürlich vorkommen; bei mir ist es nicht der Fall. Gefühle, die sich von Jugend auf dem Herzen einprägen, lassen sich mit Einemmale nicht hinwegwischen. Ich bin es gewohnt, mich als das Kind der

Gräfin Agnes von Wartens und des Fürsten Ratschkoy anzusehen; meine Mutter hat mir nie das Geringste von dem mitgetheilt, was Sie durch die Wehemutter Wolf erfahren haben. Die Aehnlichkeit jenes Mädchens mit meiner Mutter ist groß, die geschehene Verwechslung ist auch leicht möglich; allein was ändert dies an der Sache? Ich wurde dem Stande meiner Mutter gemäß erzogen und später auch durch Ihren Einfluß vermählt. Kennen Euer Durchlaucht jetzt von mir verlangen, daß ich alle jene Gedanken und Gefühle, die sich mir von meiner frühesten Kindheit einprägten, gänzlich vergesse und mich als das Kind eines Bürgers ansehe, den ich nie kannte und nie gesehen habe?

Ich glaube wohl, Frau Baronin, daß Ihnen dieser plötzliche Wechsel sehr schwer fallen mag; allein so wie Sie, behaupte auch ich, daß dies an meiner Sache nichts ändere. Ich habe Sie unterstützt, weil ich Sie für mein Kind hielt; meine Unterstützung hört jetzt auf, weil der Irrthum aufgedeckt ist und weil ich nun Derjenigen meine Hilfe zuwenden muß, die wirklich mein Kind ist.

Fällt es Euer Durchlaucht so leicht, den Gedanken an mich zu beseitigen?

Erlassen Sie mir die Antwort, Frau Baronin; es genüge Ihnen das Bekenntniß, daß Sie mich mißbraucht haben.

Euer Durchlaucht verstoßen mich also vollkommen?

Von Verstoßen ist jetzt keine Rede mehr. Verstoßen kann man Jemanden, der Einem nahe steht; Sie, Frau Baronin, sind mir von heute an fremd.

Sidonie zuckte zusammen.

Was wird die Welt zu dieser Geschichte sagen? fragte sie dann mit scharfer Betonung.

Ich werde die Sache nicht auf den großen Markt bringen, antwortete der Fürst: sollte es Ihnen belieben, immerhin! Ich habe keinen Grund, die Oeffentlichkeit zu scheuen. Der Schade wird ganz allein Sie treffen.

Euer Durchlaucht benützen also nur den Kindeswechsel, um sich meiner zu entledigen?

Das Auge des alten Herrn verfinsterte sich.

Als ich noch wähnte, Ihr Vater zu sein, nahm ich Ihre Beleidigungen hin, Frau Baronin. Jene Rücksicht hat jetzt aufgehört. Daß ich nicht unempfindlich bin, habe ich an Ihrer Mutter und an Ihnen bewiesen, und werde es auch bei jenem Mädchen thun, welches durch einen Unfall der Wohlthaten und Vor-

theile der Abstammung beraubt wurde. Das arme Kind wird meine Güte besser zu schätzen wissen und nicht so, wie Sie, Mißbrauch mit mir treiben.

Euer Durchlaucht, erwiederte Sidonie, belieben die Sache vom kaufmännischen Standpunkte aus anzusehen; Sie werden daher jedenfalls statt meiner eine billigere Tochter bekommen.

Der Fürst fuhr auf.

Madame! rief er zürnend, jetzt ist meine Geduld erschöpft. Trotz der Erziehung, die Sie durch meine Gnade genossen, ließ sich die Gemeinheit Ihrer Abkunft doch nicht ganz ausrotten. Ihre Sucht, zu verschwenden, ist ein deutlicher Beweis, daß Sie zur Niedrigkeit geboren, in der Höhe jener Stellung, auf welche ein Zufall Sie versetzt, zu schwindeln begannen.

Sidoniens Antlitz, früher bleich, wurde jetzt mit einer rothen Fluth übergossen. Ihr Auge funkelte wie das einer Katze, wenn es in der Dunkelheit Phosphor auszuströmen scheint.

Euer Durchlaucht, sagte sie mit wuthzitterndem Tone, Ihre Vorwürfe treffen mich nicht. Wenn meine Abkunft eine gemeine

ist, so bin ich eben so unschuldig daran, wie jenes arme Mädchen, dessen Abkunft eine hohe ist. Ihr und mein Schicksal liefern eben nichts, als den traurigen Beweis, daß der Adelige und der Bürgerliche sich auf einem und demselben Pfade begegnen und daß sie sich in dem Laster brüderlich theilen. Euer Durchlaucht haben kein Recht, mir die Gemeinheit meiner Abkunft vorzuwerfen: denn wo das Laster ein gemeinsam Band geflochten, dort kann von hoch und nieder keine Rede sein. In dem Augenblicke, wo Sie mich verstoßen, wird eine doppelte Schuld Sie belasten: die der Vergangenheit und jene der Gegenwart. Die Erstere wird nicht gesühnt, wenn Sie auch dem armen Mädchen, das Sie von nun an Ihre Tochter nennen wollen, Hilfe leisten, die Ehre Ihres Namens werden Sie ihr doch nie zu Theil werden lassen; die Letztere begehen Sie, indem Sie mich verstoßen, eine Frau, die bis jetzt das Recht hatte, auf Sie zu bauen — auf Ihre Hilfe zu vertrauen und die Sie nun plötzlich von sich weisen, weil sie nicht Ihr Kind ist! Lastet auf mir nur die geringste Schuld dessen, wofür ich leiden soll? Ich bin unschuldig an meiner Geburt, an der Verwechs-

lung nach der Geburt. Ich bin unschuldig an meiner Erziehung, an den Neigungen und Leidenschaften, deren Mutter diese Erziehung wurde; wie komme ich dazu, für dieses Alles zu büßen? Ist es nicht vielmehr Ihre Schuld, wenn Ich das wurde, was ich bin, und ich soll dafür leiden? Nein, Euer Durchlaucht, diese Zumuthung können Sie mir nicht machen.

Der Fürst machte eine gleichgiltige Schulterbewegung.

Ich kann Ihnen nicht helfen, versetzte er; jeder Mensch ist verpflichtet, zu tragen, was ihm das Schicksal auferlegt.

Auch das, was ihm seine Nebenmenschen aufbürden?

Ich habe Ihnen nichts aufgebürdet.

Nur Euer Durchlaucht, sonst Niemand. Ich stehe auf dem Punkte — wenn ich binnen drei Tagen nicht eine gewisse Summe zur Disposition habe — in den Schuldthurm zu wandern.

Das ist mir von heute an ganz und gar gleichgiltig.

Bedenken Euer Durchlaucht, daß dieses Loos, wenn auch nicht die Tochter der Gräfin

von Martens, so doch die Gemalin des Freiherrn von Rottenheim trifft.

Was liegt daran? Ich sehe in der Schmach des Einzelnen nie den Stand, die Gattung oder die Klasse kompromittirt, dem er angehört. Die heiligen Traditionen erzählen uns von Engeln, die in frechem Uebermuth sich gegen Gott empört haben. Sie wurden besiegt und bestraft. Die Reinheit und Heiligkeit der andern Engel blieb unangetastet. Wenn es schon unter Engeln keine Solidarität gibt, so kann sie bei Menschen noch weniger in Anwendung kommen. Jeder ist seines Glückes Schmied. Sie, Frau Baronin, haben ein immenses Vermögen vergeudet; was auch immer kommen mag: die Schuld ist die Ihre. Das Glück hat Ihnen wohl gewollt; Sie haben es mißbraucht, es kehrt Ihnen den Rücken.

Nach diesen Worten wendete ihr der alte Herr wirklich den Rücken zu und begab sich — sie zurücklassend — in ein anderes Gemach.

Sidonie sah ihm eine Weile finster nach und murmelte: Nicht doch, Herr Fürst, so leicht geht es nicht, — unsere Rechnung ist noch nicht abgeschlossen!

Sie verließ nun auch das Gemach und

gleich darauf saß sie wieder in ihrem Wagen und fuhr nach der Stadt.

Heute war ihre Miene keine lächelnde, keine triumphirende.

Sie lehnte in der Ecke der Kalesche und ihr düsterer Sinn forschte nach dem Pfade der Rettung.

Als sie zu Hause anlangte, bat das Kammermädchen um Gehör.

Nach einem kurzen Beisammensein mit der Gebieterin entfernte sich die Dienerin und in kaum einer Stunde darauf trat ein bürgerlich gekleidetes Mädchen bei der Baronin ein. Dieses Mädchen war die Maschanzger-Pepi, die Freundin Mali's, der verlassenen Geliebten des verwunschenen Prinzen.

Siebentes Kapitel.

Die Baronin und das Wäschermädchen.

Die Maschanzger-Pepi hatte ihr, der Freundin gegebenes, Wort getreulich erfüllt.

Das Manöver der Nachspürung war vollkommen gelungen. Pepi, Mali und Nazi wußten so viel wie Jakob selbst.

Wir haben bereits des vollkommenen Erfolges erwähnt, welchen Herr Florian, der ehrenwerthe Hausmeister im „nassen Hemd," bei Herrn Valentin Spießer errang. Seine Mission war geglückt; die Gegner des verwunschenen Prinzen in der Fasangasse erfuhren, welche Intentionen er in der Kothgasse verfolge.

Nicht minder siegreich war aber auch die Sendung der Frau Hedwig, der würdigen zweiten Hälfte des Herrn Florian.

Die Expedition dieser Dame war in die Alleegasse gerichtet, und wurde, wenn auch im Schweiße ihres Angesichtes, so doch mit

solch schlauem Forschungsgeiste ausgeführt, daß sie nicht nur Alles erfuhr, was über Lucie nur einigermaßen wissenswerth war, sondern daß sie sogar durch eine beim „heiligen Gabriel“ wohnende Oebstlerin genaue Angabe über die Geldsummen erhielt, welche Jakob dem blassen Mädchen bereits herausgelockt hatte.

Nebst dem hausmeisterischen Ehepaare war es auch Herr Nazi, der sich die Sache sehr angelegen sein ließ; und schon der nächste Tag nach dem bekannten Sonntage überzeugte ihn, daß Lucie aus der Alleegasse fort zu der Wolfin nach Erdberg gezogen sei.

Man war also im „nassen Hemd“ über einen Theil des Planes der Wolfin vollkommen im Klaren. Es galt nur noch, den Schleier zu lüften, was Jakob damit gemeint habe, als er gesagt hatte, daß sich nicht jeden Tag eine Gelegenheit darbiete, von der Tochter eines Fürsten geliebt zu werden. In Hinsicht dieses Punktes hatte, wie wir wissen, die Maschanzger-Pepi beschlossen, bei dem Kammermädchen der Baronin von Rottenheim, deren Wäsche sie besorgte, Nachforschungen zu pflegen.

Sie that dies bei der ersten Gelegenheit.

In der Vorstadt soll nämlich ein armes Mädchen sein, bei dem es sich gezeigt hat, daß es das Kind eines reichen Fürsten sei. Welcher Fürst mag nun Vater dieses Mädchens sein?

Das war die Nuß, welche die Arbeiterin der Kammerperson hinwarf. Diese zerquälte sich in Gedanken den Kopf über die pikante Neuigkeit und säumte nicht, der Gebieterin, die eben von St. Veit zurückkehrte, die romantische Geschichte mitzutheilen.

Man wird es leicht begreifen, daß Sidonie diesem Gegenstande die größte Theilnahme schenkte; die Dienerin vermochte jedoch ihre weiteren Fragen nicht zu beantworten, sondern berief sich auf die historische Wäscher-Quelle, aus der sie schöpfte, und da diese Quelle sich mittlerweile wieder in die Fasangasse hineingeschlängelt hatte, und Sidonie ihre Ungeduld nicht zu bekämpfen vermochte, so wurde alsogleich ein Diener an die Maschanzger-Pepi beordert, mit dem Auftrage, das Wäschermädchen in das Hôtel zu bringen.

Daß die Maschanzger-Pepi nicht säumte, dem Befehle Folge zu leisten, das war ein natürlicher Ausfluß ihres Eifers für die gute

und gerechte Sache ihrer Freundin. Sie warf sich daher schleunigst in den Sonntagsstaat und trat bald darauf bei der Baronin ein.

Nazi's Geliebte war noch immer ein „fesches Mädl." Man mußte sie nur sehen mit dem grünen, kurzen Merinokleide, den netten Stiefletten, dem großblumigen Umhängtuche und der reich bebänderten Haube, schlank wie eine Tanne, dabei den wundersam kleinen Fuß etwas kokett hervorstreckend und bei jeder Bewegung des Körpers den Obertheil zierlich wendend; wie gesagt, man mußte dies Alles sehen, um zuzugeben, daß die Maschanzger-Pepi trotz Bombardier, Witterung und Arbeit noch immer eine hübsche, nicht ungraziöse Person war.

Die Baronin hatte sich auf dem Divan niedergelassen, als das Wäschermädchen bei ihr eintrat.

Es war eine jener wundersamen Launen des Schicksals, welche es fügte, daß die sonst so divergirenden Interessen einer Dame von Stand und einer ordinären Arbeiterin dieses Mal in Einem Punkte zusammenliefen.

Schon der Umstand, daß eine Dame, wie Sidonie, sich herbeiließ, ein Mädchen wie die Maschanzger-Pepi holen zu lassen, bewies der

Letzteren die Wichtigkeit, welche die Erstere dem Gegenstande beilegte, und daß dieser Gegenstand kein anderer war, als derjenige, den sie bei dem Kammermädchen angeregt hatte, dessen war sie gewiß. Das Wäschermädchen war daher mit sich übereingekommen, bei der Baronin dieselbe Maxime walten zu lassen, wie es Herr Florian — seiner Erzählung nach — bei Spießer gethan.

Komm' Sie näher, meine Liebe, begann die Baronin, ich habe Sie um einige Dinge genauer zu befragen.

Das Wäschermädchen machte einen Knix und versetzte: Es wird mir eine Ehre sein, der gnädigen Frau Baronin zu antworten.

Sie hat heute meinem Kammermädchen von einer armen Person erzählt, die in der Vorstadt lebt und sich für die Tochter eines Fürsten ausgibt. Von wem hat Sie diese Geschichte gehört?

Von einem jungen Menschen, in den dieses Mädchen verliebt ist.

Kennt Sie den jungen Menschen?

Sehr gut. Der Lump hat meine Freundin betrogen und will sie jetzt sitzen lassen, um die Fürstentochter zu heiraten.

Kennt Sie das Mädchen?

Persönlich habe ich es noch nicht gesehen, aber ich weiß ihren Namen, ihre Wohnung und noch viele andere Sachen —

Möchte Sie mir dieß Alles wohl unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anvertrauen?

O ja, gegen Bedingungen.

Sie will also das Geheimniß bezahlt haben?

Bezahlt, das heißt: mit Geld bezahlt? Nein! — Bezahlt durch Vertrauen? Ja!

Erkläre Sie sich deutlicher.

Die Sache ist ganz einfach. Ich und meine Freundin haben beschlossen, dem treulosen Menschen, der sie verlassen und sich der Fürstentochter zugewendet hat, einen Strich durch die Rechnung zu machen. Wir haben auch bereits herausgebracht, was er auf der einen Seite im Schild führt, wir möchten nun auch wissen, was er auf der andern beabsichtiget, vor Allem, wer dieser Herr Fürst ist, ob er das Mädl anerkennt; ob er weiß, welch' ein Lump der Liebhaber seiner Tochter ist, und so weiter. Deshalb habe ich mit dem Kammermädchen gesprochen; ich weiß, daß die Dienerschaft in großen Häusern von Dergleichen gewöhnlich gut unterrichtet ist, und glaubte

von ihr etwas zu erfahren; nun sehe ich aber, daß Sie, gnädige Frau, sich selbst für die Sache interessiren. Ich mein' also, daß Sie von der Sache wissen müssen; wenn Sie mir, gnädige Frau, Das vertrauen, was Sie wissen, so will auch ich nicht hinterm Zaun halten. Und, meiner Treu! ich weiß viel, sehr viel!

Die Baronin lächelte.

Sie ist eine kluge Person. Sie versteht Ihren Vortheil.

So so! antwortete die Maschanzger-Pepi, g'rad recht, nicht mehr, als man für's Haus braucht.

Ich will Ihr also gleich offen sagen, ich kenne den Fürsten, dessen Tochter zu sein jenes Mädchen vorgibt.

Vorgibt? Ist sie also nicht seine Tochter?

Die Baronin wurde etwas verlegen.

Es ist möglich, sagte sie, daß sie es ist, es ist aber auch das Gegentheil möglich.

Ah so! Gnädige Frau kennen also den Fürsten?

Ich kenne ihn.

Das ist schön. Wohnt er hier in Wien?

Er wohnt hier.

Das ist gut; denn es wird uns nun ein

Leichtes sein, ihm über den Liebhaber seiner Tochter ein Licht aufzuzünden.

Sie scheint sich also bloß gegen den jungen Menschen zu interessiren?

Natürlich, der Lump hat meine Freundin ang'schmiert. Die Andere ist ein armer Teufel und wird am End' eben so betrogen werden, wie die arme Mali.

Sie glaubt also, daß ich Ihr jetzt den Namen des Fürsten nennen soll?

Ich möcht recht schön d'rum bitten, gnädige Frau Baronin.

Wird Sie auf Ihrer Bitte auch dann noch bestehen, wenn ich Ihr sage, daß ich das höchste Interesse habe, gegen jenes Mädchen, welches die Tochter eines Fürsten sein soll, aufzutreten, und daß das Wohl meines Lebens daran hängt, dieses Geschöpf unschädlich zu machen? — —

Wird Sie, fuhr Sidonie nach einer stummen Pause fort, auch dann noch auf Ihrer Bitte beharren, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß jedes Unternehmen gegen den ungetreuen Geliebten Ihrer Freundin ganz überflüssig wird, sobald man den Kampf gegen den Gegenstand seiner neuen Liebe aufnimmt? Ist dieser unschädlich gemacht, so ist auch jener

geschlagen. In der Person der Geliebten wird auch zugleich der Liebhaber besiegt.

Die Maschanzger-Pepi war bei diesen Reden der Dame ganz Ohr. Ihr natürlicher Verstand begriff die Richtigkeit des Gesagten.

In diesem Falle, versetzte sie, wäre freilich das, was wir beabsichtigen, ganz überflüßig. Es wäre Schade um jeden Gang, den wir machten.

Es freut mich, daß Sie dieß einsieht, antwortete Sidonie, und Sie wird jetzt keinen Anstand nehmen, mir Ihr Geheimniß in voller Umständlichkeit mitzutheilen. Wenn ich zu handeln beginne, so wird nicht nur Ihrer unglücklichen Freundin, sondern auch mir geholfen werden. Jetzt erzähle Sie aber umständlich, ich muß Alles, Alles wissen.

Das Wäschermädchen begann nun eine mit mehr als englischer Weitläufigkeit vorgetragene Darstellung, welche nicht nur die Vorfallenheiten umständlich erzählte, sondern auch die Charaktere schilderte, und überhaupt nichts außer Acht ließ, was zur besseren Instruktion der Dame nur einigermaßen nothwendig war.

Sidonie stellte dabei viele Fragen, erkundigte sich bald nach diesem oder jenem Umstande, und war besonders aufmerksam, als

die Arbeiterin auf den Aberglauben Luciens, in Bezug auf die Erlösung der wandernden Seelen, zu sprechen kam. Als von der Wolfin die Rede war, zuckte die junge Dame zusammen, doch bezwang sie sich und begnügte sich, einige Fragen zu stellen, welche von der Andern mit gewissenhafter Treue beantwortet wurden.

Nachdem die lange Mittheilung endlich zu Ende war, sagte die Baronin: Ich bin jetzt vollkommen befriediget. Ich erwarte von Ihr in dieser Angelegenheit kräftig unterstützt zu werden. Diese Unterstützung soll darin bestehen, daß Sie fortfährt, wie bis jetzt, das Haus der Wolfin, so wie das Treiben der jungen Leute sorgfältig zu überwachen und mich sogleich von Allem in Kenntniß zu setzen, was Sie auf diese Weise erfährt. Ich hoffe, Ihr und mir zu helfen. Doch Eines ist noch nothwendig. Damit ja kein Mißverständniß möglich sei, müssen wir uns überzeugen, ob jenes Mädchen, von dem Sie spricht, und jenes, das ich meine, ob diese Beiden auch wirklich eine und dieselbe Person seien.

Die Baronin dachte eine Weile nach.

Ich hab's, sagte sie dann, die Gewißheit darüber soll uns bald werden. Aus Ihrer

Mittheilung habe ich entnommen, daß Sie jene Lucie persönlich nicht kennt?

Ich kenne sie nicht, versetzte das Wäschermädchen, aber der Nazi kennt sie.

Wer ist dieser Nazi?

Die Maschanzger-Pepi schlug das Auge schämig zu Boden und antwortete: Das ist, gnädige Frau Baronin aufzuwarten, mein Liebhaber.

Gut, sende Sie mir den Nazi her.

Die Arbeiterin wurde etwas verlegen und sagte dann: Ich will ihn gleich herschicken, aber gnädige Frau Baronin müssen nicht bös sein, er ist nicht nobel herausstaffirt, deswegen doch ein fescher Bub. Wir sind halt gemeine Leut.

Die Maschanzger-Pepi glaubte die Dame solcher Art auf die in Bezug auf Kostume nicht ganz vortheilhafte Erscheinung ihres Geliebten vorbereiten zu müssen.

Die Baronin lächelte über die Fürsorge des Wäschermädchens und antwortete: Schon gut, sende Sie ihn gleich her, ich will schon Befehl geben, daß er ungesäumt vorgelassen werde.

Die Maschanzger-Pepi entfernte sich hierauf

voll froher Hoffnungen für Ihre Freundin, und ließ die Dame allein zurück.

Sidonie, nachdem sie einige Befehle ertheilt hatte, durchmaß nach der Entfernung der Arbeiterin das Gemach in heftiger Aufregung.

Es ist gewiß, sagte sie bei sich, jene verhängnißvolle Verwechslung ist geschehen, sie wäre aber ein ewig Geheimniß geblieben, hätte nicht die abscheuliche Wolfin den Schleier gelüftet. Und warum that sie es? Um Ihrem liederlichen Sohne und sich ergiebige Einnahmsquellen zu verschaffen. Sie will nicht nur den Bürger, der Lucie für seine Tochter hält, brandschatzen, sondern auch den Fürsten, dessen wirkliche Tochter Lucie ist. Der Doppelzug ist von der alten Hexe klug ausgesonnen. Nur Schade, daß er so mannigfache Interessen kreuzt, die sich alle vereinigen, ihn zu nichte zu machen. Diese Proletarier operiren dagegen, der Bürger Spießer hat sich mit ihnen verbündet, und ich, die Baronin, werde nicht die Letzte sein, meine Gegenminen anzulegen und springen zu lassen; wir wollen dann sehen, wenn sich Proletarier, Bürger und Adel vereinigen, ob es dieser abergläubischen, abentheuerlichen Person mit ihrem lasterhaften Geliebten mög-

lich sein wird, sich als die Tochter des Fürsten zu behaupten. Also Spießer heißt der Mann, der mein Vater ist? Es ist ein eigenthümlich Gefühl, sich plötzlich Jemanden als Vater denken, von dem man nie gehört, den man nie gesehen hat. Ich möchte ihn kennen, den Mann, wie mag er ausschauen? Jene arme Helene, die mich gebar und dann ein fremdes Wesen Kind nannte, sie ist todt! Was wäre wohl aus mir geworden, wenn jene unselige Verwechslung nicht geschehen wäre? — Unselig? Für mich war sie es nicht. Bin ich nicht angesehen und geachtet? Genieße ich nicht das Leben in seiner vollen Pracht? Als Bürgerin wäre ein kleines Kämmerchen mein Loos gewesen, ich wäre das, was jetzt Lucie ist, wie ganz anders lebe ich als Baronin! Aber das Ende? Wie wird das Ende sein? Fort mit diesen Gedanken, fort mit jener frechen Lüge der Kartenblätter, sie wurde von der alten Hexe ersonnen, um mich in Angst zu versetzen, damit ich ihre jetzigen Plane, die sie damals schon auszuführen beschlossen hatte, nicht störe. Jene junge Person, die mir Unglück bringt, sollte wahrscheinlich die Lucie sein, die verhängnißvolle Zahl Zehn, das war der Monattag, an dem sie beim Fürsten

war. Nur zu, ich werde die Hände nicht in den Schoß legen, meine Lage ist eine solche, wo ich Alles wagen muß, um nicht Alles zu verlieren. Wie? ich sollte jetzt plötzlich abtreten von dem Schauplatze, verspottet und verhöhnt, dem Fingerdeuten der Menge preisgegeben? Ich, von Jugend auf an Ueberfluß und an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewohnt, ich sollte jetzt plötzlich aus diesem Kreise heraus und in jene niedere Sphäre eintreten, wo man Mühen und Arbeiten zum Opfer wird, wo man das Stückchen Brot, welches den Hunger stillt, verdienen muß? Nimmermehr! Das kann, das darf man mir nicht zumuthen. Mag das Geschick mich immerhin anfeinden, ich werde ihm trotzen bis zum letzten Augenblicke, ich werde mit ihm ringen, um die Stelle, die ich einnahm, auch zu behaupten. Ich will, ich muß die natürliche Tochter des Fürsten Ratschkoy bleiben!

Der Eifer, in den sie sich selbst versetzte, röthete die Wangen der jungen Frau, ihr Auge sprühte Feuer und Flamme, ihr Kopf war hoch emporgerichtet, an der wundersam geformten Stirne hatten sich zwei Falten gebildet, die, als dräuende Schlangen nebeneinander laufend, den Sturm ihrer Seele anzeigten.

In diesem Momente war Sidonie fürchterlich schön, sie glich einer jener unheilvollen Frauen, die für ihre Neigungen und Leidenschaften Alles wagen, vor nichts zurück schrecken und zu Allem fähig sind.

Noch lange durchmaß sie in solcher Aufregung das Gemach, finstere Plane durchkreuzten ihre Seele, sie ging mit Schrecken schwanger umher, und brütete Verderben und Verbrechen.

Mitten in dieser sturmerfüllten Seele tauchte nur Ein freundlich Bild auf, ein Bild, an das sie sich mit dem ganzen Reste ihres besseren Gefühles anklammerte, ein Bild, von dem sie eben so wenig loslassen wollte, wie von dem Gedanken an eine glückliche Zukunft.

Dieses Bild — war Adolar.

In solchem Seelen-Zustande fand sie die eintretende Dienerin, welche den erwarteten Burschen anmeldete.

Nazi trat ein.

Die Baronin musterte ihn einen Moment lang, dann sagte sie: Folgen Sie mir.

Der Geliebte des Wäschermädchens ging hinter der Dame.

In einem Eckgemache wurde gehalten.

Die Wände waren mit zahlreichen Gemälden, darunter Portraits, besät.

Auch das wohlgetroffene Bildniß der Gräfin Agnes von Wartens war da.

Die Baronin wendete sich zu dem Burschen und sagte: Welche von diesen Personen kennen Sie?

Nazi wies alsogleich auf das Porträt der Gräfin Agnes und sagte: Das ist — Mamsell Lucie!

Sidonie zuckte zusammen.

Sie können gehen! sprach sie hierauf ruhig zu dem Burschen.

Nazi entfernte sich.

Nun waltet kein Zweifel mehr ob, murmelte die Dame bei sich, es ist eine und dieselbe Person. Eine damalige Verwechslung ist unbestreitbar. Ich werde handeln müssen!

Achtes Kapitel.

Der Liebhaber fängt an Rache zu brüten.

Gustav hatte — vom Feste bei Domayer zurückgekehrt — eine fürchterliche Nacht zugebracht.

Seine Leidenschaft einerseits — wir wollen es nicht Liebe nennen — seine Wuth anderseits folterten ihn die Nacht hindurch und gönnten ihm nicht Schlaf noch Ruhe.

Er stand mehrere Male in der Nacht auf, ging unruhig umher, und legte sich dann wieder nieder, um sich auf dem Lager schlaflos umher zu wälzen.

Mit glühender Ungeduld sah er dem Morgen entgegen, denn er war entschlossen, den Verrath, den ein Freund an ihm geübt, nicht ruhig hinzunehmen.

Welch ein Gegensatz!

Während der Liebhaber in solcher Aufregung die Nacht zubrachte, schlummerte der Elephant selig wie ein Bewohner des Paradieses und ließ sich von süßen Träumen um-

gaukeln, von Liebesphantasmagorien, die wie neckende Kobolde kamen und verschwanden, von denen am Ende nichts zurückblieb, als das Bild Henriettens, welches sich in dem Herzen des Elephanten als wie in einer wirklichen Heimath niedergelassen hatte.

Selig wie er geschlafen, wachte Moritz auch auf.

Er pflegte sonst zeitlich außer Bett zu sein, heute blieb er geflieſſentlich liegen, er hatte seine gewichtige Ursache dazu. Geniale Köpfe wie Moritz gehen in keine Falle und wenn ein tückischer Zufall sie in eine geschleudert, so wissen sie die schlimmen Folgen abzuwehren.

Der Elephant lag also noch im Bette als Gustav bei ihm eintrat.

Der Vollbart grüßte kaum.

Moritz hatte nur einen Blick auf ihn geworfen und wußte schon, was kommeu würde. Er ließ sich jedoch nicht aus der behäbigen Haltung bringen nnd sagte mit großer Ruhe: Schon auf? Du bist heute zeitlich aus den Federn!

Ich fange an einzusehen, antwortete Gustav bissig, daß ich früher aufstehen muß, es thut nicht gut, müßig liegen zu bleiben.

Der Elephant dachte sich: Mir wirst Du niemals früh genug aufstehen, und wenn Du Dich gar nie niederlegst.

Hierauf sagte er laut: Du hast wahrscheinlich schlecht geschlafen?

Wie Du doch Alles errathen kannst! Ich wette, Du weißt auch die Ursache, warum ich schlecht geschlafen habe?

Die weiß ich nicht. Du hast Dir wahrscheinlich den Magen verdorben.

Wahrscheinlich! Es frägt sich nur, womit?

Das ist am Ende ganz gleichgültig.

Du weißt, mein Lieber, das ist bei mir die Hauptsache.

Wenn Du also so gut weißt, was Dir unzuträglich ist, dann nimm Dich in Acht.

Es gibt manche Gerüchte, die man für schmackhaft hält und mit denen man sich doch den Magen verdirbt, so wie es z. B. Menschen giebt, die man für Freunde hält, von denen man aber am Ende noch ärger hintergangen wird, als von seinen schlimmsten Feinden.

Aha, dachte sich Moritz, er fängt an. Der Sturm nähert sich. Es heißt auf der Huth sein.

Hierauf versetzte er laut mit erheuchelter

Theilnahme: Du hast Recht, mein Lieber, und es ist traurig, daß Du Recht hast.

Gustav zitterte vor Grimm.

Es ist schön von Dir, sagte er zähneknirschend, daß Du es nur einsiehst.

Mein Gott, versetzte der Elephant wehmüthig, die Wahrheit läßt sich nicht hinwegleugnen.

Es ist schändlich, abscheulich! brach der Liebhaber los.

Was ist schändlich und abscheulich? fragte Moritz mit der Einfalt einer Taube.

Du kannst noch fragen? Verräther! Judas!

Wem soll das gelten?

Dir ganz allein Dir!

Judas hat, so viel ich mich erinnere, den Herrn um Silberlinge verrathen; da ich aber erstens keinen Herrn habe und da es jetzt keine Silberlinge gibt, so kann ich auch kein Judas sein. Was den Verräther anbelangt, so kann er auch nicht mir gelten; denn ein Verräther ist Derjenige, der das Vertrauen eines Andern mißbraucht, und das zu thun, ist mir nie eingefallen.

Oh, Du wirst mich nicht mehr täuschen. Sage mir, wo warst Du gestern?

Im Theater.

Das ist nicht wahr.

Ich war dort mit Bekannten.

So! Also gut, wo warst Du nach dem Theater?

Im Gasthaus.

In welchem Gasthaus?

Beim Roß in der Leopoldstadt.

Warum warst Du nicht in Deinem gewöhnlichen Gasthause?

Weil ich eine Ausnahme machte.

Gerade gestern?

Zufällig gestern.

Das ist eine Unwahrheit, Du warst ganz anders wo.

So? davon müßte ich auch etwas wissen.

Du weißt es recht gut. Sage mir, wo hast Du Dein Spazierstäbchen?

Welches Spazierstäbchen? fragte der Elephant.

Dein schwarzes Spazierstäbchen von Bein.

Ich habe es gestern noch mitgehabt, versetzte Moritz.

Ja, ja, rief Gustav, froh darüber, den Heuchler endlich zu ertappen, Du hast es gestern mitgehabt.

Wenn es nicht dort ist, antwortete der Andere, indem er auf einen Stuhl wies, dann habe ich es im Gasthause vergessen.

Vergessen, im Gasthofe vergessen! Habe ich Dich endlich? Du Heuchler!

Ich begreife nicht, was Du vor hast? erwiederte der Elephant mit unerschütterlicher Ruhe, ich sagte vorhin, wenn das Stäbchen dort nicht wäre, dann habe ich es vergessen. Man muß also früher nachsehen, ob das Stäbchen dort ist oder nicht?

Ja, ja, rief der Vollbart, wir wollen nachsehen.

Er eilte zum Stuhle, wo die Kleider des falschen Freundes lagen, warf sie auseinander und — es durchfuhr ihn wie ein elektrischer Schlag — das schwarze Spazierstäbchen von Bein lag leibhaftig da, ein echter Doppelgänger zu jenem, das er bei Henriettens Aussteigen aus der Kutsche gefunden, nach Hause mitgenommen, und jetzt unter seinem Rocke hervorzog, um sich gleichsam zu überzeugen, ob es denn auch wahr sei, daß er sich noch im Besitze des gefundenen Stäbchens befinde?

Der Liebhaber war ganz versteinert.

Der Elephant streckte und dehnte sich wie Einer, der sich erst recht dem Schlafe entwindet und stellte sich, als ob er den Vorgang gar nicht begreife.

Der Vollbart erholte sich.

Moritz, sagte er, Du bist entweder ein Hexenmeister, oder der raffinirteste Spitzbube, den es ja auf Gottes Erdboden gegeben hat.

Ich danke, versetzte der Andere, ich acceptire weder die eine noch die andere Adresse.

Du täuschest mich doch nicht. Du bist doch gestern mit Henriette von Hitzing im Wagen nach Hause gefahren, während ich und Valentin außen im Regen saßen.

Was sagst Du da?

Oh, verstelle Dich nicht. Mich betrügt man nur Ein Mal.

Was hast Du denn? ich verstehe Dich nicht.

Du willst mich nicht verstehen, — ich werde mir es also angelegen sein lassen, Dir die Sache deutlich zu machen. Du bist ein Elender, Du hast mich betrogen, denn Du bist Derjenige, der mein Vertrauen mißbraucht hat, um mir Henriette zu entreißen.

Moritz schlug eine Lache auf.

Das ist originell! rief er, Du nennst mich einen Betrüger? das ist komisch! Man kann Jemanden um eine Sache betrügen, die sein Eigenthum ist, oder auf die er ein Recht hat; angenommen nun, ich hätte die junge

Frau für mich gewonnen, was geht denn das Dich an — habe ich Dich betrogen? Wenn in diesem Falle Jemand betrogen wird, so ist's allenfalls der Ehemann, aber Du, wie kommst denn Du dazu? Mit eben demselben Rechte könnte auch ich sagen, der Bankier X. habe mich um 10,000 Gulden betrogen, weil er seiner Maitresse einen Schmuck schenkte, der so großen Werth hatte. Du kommst mir so vor, wie jene Dame, die einen Ehemann zum Geliebten hatte, und die, als er auch ihr untreu wurde, zu seiner Gattin lief, ihr weinend um den Hals sank und sagte: Freundin, ich bitte Dich, hilf mir, Dein abscheulicher Mann ist mir untreu geworden!

Gustav wurde durch die Einwendungen des Andern ganz und gar nicht bekehrt.

Du klügelst meine Ueberzeugung nicht hinweg, rief er, ich habe mich Dir anvertraut, Du versprachst mir, für mich zu wirken —

Habe ich das nicht redlich gethan? Wenn Du es nicht zu benützen gewußt hast, so ist es nicht meine Schuld.

Du hast heimlich gegen mich gearbeitet.

Das ist nicht wahr!

Du hast mich bei Valentin für einen

Denuncianten ausgegeben, er hat mir es erst jüngst gesagt.

Das that ich, um Dich in's Haus zu bringen.

Ich frage Dich jetzt ganz offen: Bist Du gestern mit Henriette im Wagen von Hiezing hereingefahren?

Du bist ein Thor, an mich eine Frage zu richten, auf welche Du nur eine verneinende Antwort erhalten kannst; denn ich würde selbst in dem Falle, wenn ich mit ihr im Wagen gesessen hätte, nicht so dumm sein, es Dir zu sagen.

Aber dieses Stäbchen, das ich im Wagen gefunden —

Mein Stäbchen ist da, — wie das andere in den Wagen gekommen, ist nicht meine Sache.

Du fügst also zum Betruge auch noch die Lüge hinzu?

Ich bitte Dich, Gustav, sei mit gewissen Worten nicht so freigebig. Du willst Deinen Aerger, daß die junge Frau Dir entgangen, an mir kühlen, ich aber bin keine Eisgrube. Ich wiederhole Dir, was ich Dir damals zu bedenken gab, als Du mich ersuchtest, Dein Elephant zu werden. Ich sagte damals: Ich

bin nicht nur Freund, sondern auch Mensch und Geliebter! es wäre kein Wunder, wenn ich die reizende Henriette eben so schön fände, wie Du. Ich sage nicht, daß es ist, sondern daß es sein könnte. Jetzt sei so gut und erlaube mir, daß ich das Bett verlasse.

Der Vollbart erwiederte zornig: Ich gehe. Unsere Freundschaft ist zu Ende. Du hast sie mißbraucht — vielleicht kommt der Tag, wo ich vergelten werde.

Er ging stürmisch davon.

Moritz rieb sich vergnügt die Hände und murmelte: Der Narr führt Etwas im Schilde gegen mich, ich muß ihn beobachten, daß er mich nicht überrasche. Daß ich das verdammte Stäbchen vergessen mußte! Er glaubte mich damit zu überweisen, zum Glücke hatte ich deren zwei. Mein lieber Gustav, wenn Du es mit mir zu thun hast, dann mußt Du noch zeitlicher aufstehen. Ich bin ein abgehetzter Fuchs und den fängt man nicht so leicht.

Der Vollbart war, wie erwähnt, zornig davongegangen.

Er brütete Rache. Einen solchen Streich, wie Moritz ihm gespielt, vermochte er nicht unvergolten zu lassen.

Er sann nach, womit er den treulosen

Freund am empfindlichsten treffen würde? Er durfte nicht lange suchen.

Der arme Teufel besaß wohl einen klugen Kopf, aber er hatte auch nicht nur eine, sondern mehrere Achillesfersen. Gustav kannte seine Verhältniße zu gut, um nicht auch hievon Kenntniß zu haben. Moritz hatte auch nie daran gedacht, seinem Freunde gegenüber ein Hehl daraus zu machen. Dieser benützte es nun, um an dem Elephanten Rache zu nehmen. Er ging noch an demselben Vormittage in die Stadt.

Bei einem Laden, in einer der schöneren Strassen, machte er Halt.

Ein Blick in das Innere zeigte, daß hier ein Schneider heimisch sei.

Der Laden war mit neuen Kleidern behangen, eine junge, hübsche Frau empfing die Kunden.

Gustav trat ein.

Er war in dem Gewölbe nicht unbekannt, denn er hatte bei dem Meister auch schon Einiges anfertigen lassen.

Guten Morgen, schöne Frau Meisterin!

Ihre Dienerin, Herr Gustav. Lassen Sie sich bei uns auch wieder einmal sehen?

Bin ich denn so selten?

Das will ich meinen. Man bekömmt Sie nur alle heilige Zeit zu sehen. Wie befinden Sie sich?

Ich danke, recht gut. Und Sie, schöne Frau?

Muß schon gut sein, so lange es nicht besser wird.

Und der Herr Gemal?

Danke, er befindet sich so so! Schaffen Sie Etwas?

Für den Augenblick nicht.

Sie sind also blos auf einen kleinen Plausch gekommen?

Ich wollte hören, wie Sie sich befinden? Sie sind, wie ich mit Vergnügen bemerke, noch immer die Alte, ewig jung und ewig schön.

Die hübsche Meisterin warf einen koketten Blick in den großen Spiegel und sagte: Sie Schmeichler. Die wievielte Frau bin ich, welcher Sie heute schon dasselbe sagen?

Die Allererste.

Da sind Sie ganz gewiß etwas spät aufgestanden. Sie waren wahrscheinlich gestern bei Domayer?

Errathen, Frau Meisterin.

War es da hübsch?

Recht hübsch.

Haben Sie sich gut unterhalten?

Vortrefflich! antwortete der Vollbart lachend; denn er gedachte der erlebten Scenen. Sagen Sie mir, schöne Frau, war Herr Moritz schon lange nicht da?

Er kömmt jetzt sehr selten.

Läßt er nicht mehr beim Herrn Gemal arbeiten?

O ja, er ließe wohl, aber — aber —

Gustav lachte und erwiederte: Ich kann mir das Weitere denken; er steht zu stark auf der schwarzen Tafel?

Das ist's. Mein Mann wollte ihm nie recht kreditiren; allein ich habe ihm zugeredet. Herr Moritz ist ein lieber Mensch; ich habe mich immer köstlich unterhalten, wenn er in den Laden kam; deßhalb suchte ich meinen Mann günstiger für ihn zu stimmen. Er hätt' ihn auch längst schon einsperren lassen, wenn ich ihn nicht abhielte.

Als Gustav die günstige Stimmung der Meisterin für den treulosen Freund wahrnahm, unterließ er es, den Gegenstand weiter zu verfolgen; denn er wollte den Kampf gegen die Vorliebe einer reizenden Frau nicht wagen; er wußte, welch großer Anstrengung es bedürfe, um die Vorurtheile einer jungen,

hübschen Schneidermeisterin niederzurennen, wenn sie für Einen der Kunden ihres Mannes zu schwärmen anfängt. Die Vorurtheile einer Dame, die ihren Mann bereits bewogen hat, einem „lieben Menschen" fünfhundert Gulden zu kreditiren, stehen fest, sind auf Felsen gebaut und lassen sich nicht leicht erschüttern. Er beschloß also, dieses Thema fallen zu lassen und es lieber bei dem Schneider wieder aufzunehmen.

Diese Menschenfreundlichkeit von Ihrer Seite, sagte er, ist wirklich lobenswerth. Doch sagen Sie mir, ist Ihr Herr Gemal oben in der Werkstatt?

Mein Mann ist nicht zu Hause; er muß aber bald kommen. Wünschen Sie mit ihm zu sprechen?

Ja. Ich habe jedoch noch nicht gefrühstückt; werde also im nahen Kaffeehause warten, bis er kommt.

Gustav empfahl sich, ging aber nicht in's Kaffeehaus, sondern postirte sich derart, daß ihm der heimkehrende Meister nicht entgehen konnte.

Es währte nicht lange, so kam ein dicker Herr dahergewackelt, mit einem vollen, ganz glatten Gesichte. Er trug die Finger voll Ringe und eine Cylinderuhr mit schwerer Kette.

Man hätte ihn eher für einen Braumeister als für einen Schneider halten mögen

Gustav eilte auf ihn zu und sagte nach den gewöhnlichen Begrüßungen: Herr Meister, ich habe mit Ihnen sehr Wichtiges zu besprechen.

Ich stehe zu Diensten. Ist es Ihnen gefällig, mich nach Hause zu begleiten?

Das möchte ich nicht gern; denn was ich Ihnen zu sagen habe, sagt sich viel leichter außer Ihrem Hause. Gehen wir ein wenig in ein Kaffeehaus, wo wir in einer Ecke ganz ungestört mit einander sprechen können.

Der dicke Meister willigte ein.

Als sie beisammensaßen, sagte Gustav: Herr Meister, Sie haben für Moritz gearbeitet?

Der leichtsinnige Mensch! murmelte der Schneider, der schon zornig wurde, als er nur den Namen hörte.

Aha, dachte der Vollbart, bei Dem geht es aus einem andern Tone, als bei seiner Frau.

Hierauf fuhr er laut fort: So wie ich gehört habe, schuldet Herr Moritz Ihnen nicht weniger als fünfhundert Gulden?

Leider Gottes! Es wird Mühe kosten, bis ich das Geld hereinbekomme.

Wenn Sie es nur je bekommen?

Der Schneider wurde durch den bedenklichen Ton des Andern stutzig.

Herr Gustav, stammelte er, Sie machen mir Angst; ich bitte, sprechen Sie.

Sehen Sie, Herr Meister, ich weiß, wie schwer es einem armen Handwerker bei jetziger Zeit fällt, Etwas zu erwerben, daß er also eine Summe von fünfhundert Gulden nicht so leicht verschmerzen kann. Darum hielt ich es für Pflicht, Sie ein wenig aus Ihrer Sorglosigkeit aufzuwecken; sonst könnten Sie in die Lage kommen, heute oder morgen, wenn der Vogel ausfliegt, das leere Nachschauen zu haben.

Der arme Handwerker mit den neun und dreißig Ringen und der schweren Uhrkette wetzte auf seinem Stuhle hin und her und stammelte: Herr Gustav — ist es möglich — ech bin bockstarr vor Schrecken — Sie glauben also, daß er im Stande wäre, durchzugehen?

Durchgehen? durchgehen allein wär' nicht genug; es frägt sich, wohin er geht? Und ich — ich sage es gerade heraus — ich glaube, er will nach Amerika.

Der dicke Schneider fuhr in die Luft mit einer Leichtigkeit, als ob er ein Mitglied des lebendigtodten Ballets des Carltheaters wäre.

Amerika! rief er.

Ums Himmels willen! bat der Vollbart, schreien Sie nicht so; wenn die Leute hören, daß wir von Amerika sprechen, so halten sie uns am Ende für Republikaner.

Republikaner! keuchte der dicke Schneider, im Eifer; hier handelt es sich nicht um eine lumpige Republik, sondern um fünfhundert Gulden. Amerika, — nach Amerika will er? Ah, der Spitzbube, er ist's im Stande. Ich bitte Sie, Herr Gustav, wenn der einmal in Amerika ist, bekomme ich in meinem Leben keinen Groschen mehr. Jetzt frage ich Sie, wozu ein solches Land existirt, wo man nur hinzugehen braucht, um seiner Schulden auf Einmal los zu werden? Nach Amerika! Ah, dieser Kolumbus hätt' auch etwas Gescheiteres thun können, als so ein Lumpenland zu entdecken. Ich frage Sie, wie komme ich zu meinen fünfhundert Gulden?

Das ist eben der Punkt! Haben Sie nichts Schriftliches von ihm?

O ja, ich kann ihn in jedem Augenblick

festsetzen lassen; aber was hab ich davon: soll ich den Kerl im Schuldenarrest noch füttern?

Wer weiß, wenn er sieht, daß Sie Ernst machen, ob er nicht Mittel trifft, Sie zu bezahlen?

Das ist möglich; aber da ist halt wieder meine Frau.

Das ist auch ein Punkt, von dem es aber besser ist, wenn man gar nicht davon spricht.

Der Schneider glotzte den Vollbart an.

Herr Gustav, sagte er betroffen, Sie fangen an, mir mehrere Flohgattungen ins Ohr zu setzen.

Deßhalb hören wir auf.

Ich bitte um Vergebung, deßhalb fangen wir an; da muß ich klaren Wein haben. Fünfhundert Gulden ist zwar eine schöne Summe; aber Geld ist am Ende noch zu ersetzen: es gibt jedoch Dinge, die man nicht mehr ersetzen kann: darum wollen wir von dem Punkte weiter sprechen. Reden Sie, halten Sie nicht hinterm Zaun.

Ich habe keinen Grund, darüber schweigen zu müssen, versetzte Gustav gleichgiltig; ich wiederhole nur das, was die Leute sagen.

Und was sagen die Leute?

Sie sagen, daß es Ihnen, Herr Meister, nie in den Sinn gekommen wäre, dem leichtsinnigen, jungen Menschen eine so große Summe zu kreditiren, wenn Sie von Ihrer Frau nicht dazu animirt worden wären?

Das ist wahr.

Sie sagen weiter, daß Sie den Schuldner schon längst hätten einsperren lassen, wenn Ihre Frau Sie nicht zurückhielte?

Das ist auch wahr.

Die bösen Zungen behaupten weiter, daß dem zu Folge Ihre junge Frau für Herrn Moritz ein besonderes Interesse hegen müsse.

Der Schneider fing an vor Aerger franzblau zu werden.

Das sagen die Leute? stammelte er.

Was mich belangt, erwiederte Gustav, so bin ich von dem Bewußtsein durchdrungen, daß Ihre Frau ein Engel an Tugend und Sittsamkeit ist; aber die bösen Zungen ruhen nicht, sie benützen jeden Vorwand, um das Reine in den Koth zu zerren: darum muß man auch sorgen, ihnen nie einen Vorwand zu geben.

Dem dicken Schneider glänzten die Schweißtropfen auf der Stirne. Er ballte die ringe-

besäeten Finger und schnaufte dabei Luftströme aus den Nasenlöchern.

Endlich sagte er: Sie haben Recht, man muß den Leuten jeden Vorwand bei Seite räumen. Jetzt mag meine Frau sagen, was sie will, meine Ehre muß gerettet sein: der Kerl muß sitzen!

Er erhob sich.

Gustav ging mit ihm; auf der Straße trennten sie sich.

Der Schneider wälzte sich wie eine Gewitterwolke nach Hause; der Vollbart, mit seinem Erfolge zufrieden, murmelte: Den hätte ich ihm also glücklich an den Hals gehetzt; jetzt fort zum zweiten Theile. Ich will ihm redlich vergelten, was er mir gethan. Er soll an mich denken!

Sein Weg führte ihn in einen anderen Theil der inneren Stadt.

Neuntes Kapitel.

Der Liebhaber fährt in seinem Rachewerk fort.

Der „tiefe Graben," wo bekanntlich jenes Haus steht, das unter allen Gebäuden in Wien die meisten Etagen zählt, zeichnet sich überhaupt durch seine hochgethürmten Häuser aus.

Wer diese Straße kennt, den befällt immer eine schwere Angst, wenn er dort irgend Jemanden aufzusuchen hat; denn er kann leicht in die Lage kommen, in den sechsten oder siebenten Stock hinauf steigen zu müssen.

Die düstere Zeile mit den alten, finstern, hochgestreckten Bauten gewährt einen unerquicklichen Anblick. Man wird, wenn man sie passirt, unwillkürlich ängstlich; der furchterweckende Gedanke, zwischen so hoch aufgethürmten alten Mauern einherwandeln zu müssen, liegt nahe, und man weiß, welchen Einfluß gewisse Gedanken auf leicht erregbare Gemüther üben.

Trotz dem können wir unsere anmuthigen Leserinnen nicht verschonen, sie müssen uns nicht nur in den tiefen Graben, sondern auch in eines jener hohen Häuser begleiten, wo man vielleicht anderthalb hundert Stufen steigen muß, um etwa in eine Kammer von zwölf Quadratschuhen zu gelangen; es ist dies für eine Miethpartei ein ähnliches Gefühl, wie jenes eines langjährigen Aspiranten, der endlich mit dreihundert Gulden angestellt wird.

Also nur heran, reizende Leserinnen. Die Treppen werden immer düsterer, die Stufen immer enger. Setzen Sie Ihren kleinen Fuß behutsam hin, damit Sie nicht ausgleiten — fassen Sie zur Vorsicht den dicken Strick an der Wand, der als Ariadnefaden Sie aus dem Etagen-Labyrinth hinausleitet; doch bitten wir Sie, ihn ja nicht mit der bloßen Hand zu berühren: er ist, was Sie trotz der Mittagsstunde nicht sehen können, abscheulich klebrig und fett wie die Haut einer Schlange. Muth, liebenswürdige Gönnerinnen, drei Etagen haben wir schon zurückgelegt; jetzt haben wir nur noch drei vor uns, dann sind wir am Ziele.

Athmen Sie ein wenig aus. So, jetzt treten wir ein.

Eine kleine Küche und zwei Kammern. Die Einrichtung alt, aber in großer Ordnung und Reinlichkeit. Auf dem Tische steht sogar ein geschliffenes Glas mit frischen Blumen. Der Boden ist mit Teppichen belegt, freilich alt und farblos; aber es sind dennoch Teppiche.

Vorhänge, Bettrahmen, Kanapee- und Sessel-Ueberzüge sind von einem und demselben Stoffe, was beim Eintritte in das Quartier einen eigenthümlichen Anblick gewährt.

In der ersten Kammer finden wir eine Frauensperson, bei zwei Dutzend Jahre alt.

Eine hohe, starke Figur mit vollen Formen. Das Antlitz brünett, aber etwas stark brünett, mehr zigeunerfarbig möchte man sagen; volle Wangen, schöne Nase, aufgeworfene Lippen, dunkle, sehr lebhafte Augen und schwarzes, von Natur aus gekraustes Haar.

Der Charakter des Kopfes im Ganzen genommen ist wenig europäisch; wir würden beinahe glauben, die Dame sei eine Mulattin, wenn wir annehmen könnten, daß im tiefen Graben auch Mulattinnen wohnen.

Die Kleidung der Geschilderten ist nett und paßt zu ihrem Aeußeren vollkommen.

Hübsche Stiefletten, ein farbiges Unter-

kleid, darüber ein luftiger Ueberwurf, dem Schnitte nach wie eine Kasaweika, den Hals blos, in den Haaren eine rothe Rose — das ist Alles.

Diese Frauensperson, welche wir unseren Lesern persönlich vorzustellen die Ehre haben, ist — Engelbertha.

Dieselbe Engelbertha, von welcher Moritz auf dem Wasserglacis zu seinem Freunde sagte, sie sei kein Mädchen wie die andern; sie sei ein ganz ausnahmszuständisches Wesen!

Der eigentliche Name dieses Mädchens war Bertha.

Ihr erster Liebhaber — der wievielte Moritz war, vermögen wir nicht anzugeben — der während des ganzen Feldzuges sehr viel Paradies, Göttliche, reizendste aller Frauen, ewige Treue u. s. w. konsumirte, nannte sie einmal in einem Anfalle von Liebesraserei, folglich im Zustande gänzlicher Unverantwortlichkeit, seine Engelbertha. Seit dieser Stunde wollte sie diesen Namen nicht mehr lassen, und die erste Verpflichtung, welche jeder folgende Liebhaber übernehmen mußte, war, daß er sie nie anders als Engelbertha nennen durfte.

Wenn Moritz behauptete, Engelbertha sei

ein ausnahmszuständisches Wesen, so hatte er vollkommen Recht. Unser Leser wird die Ueberzeugung dessen gleich selbst gewinnen.

Engelbertha war eine ausgezeichnete Modistin. Sie stand mit den renomirtesten Damensalons der Stadt in Verbindung und lieferte Arbeiten so geschmackvoll, so reizend, daß man kaum glauben sollte, sie seien in der sechsten Etage im tiefen Graben verfertiget worden. Engelbertha erwarb daher ein hübsches Stück Geld und ihre Sparkasse-Büchel, die jedoch nie ein Liebhaber zu Gesichte bekam, waren Zeugen ihres Verdienstes und ihrer Sparsamkeit.

Engelbertha war sehr fleißig, lebte häuslich und eingezogen; aber einen Fehler hatte sie, einen Naturfehler, dessen sie nicht Herr werden konnte: sie war nicht im Stande, drei Tage ohne ein Liebesverhältniß zu bleiben.

Engelbertha hatte sich vorgenommen, erst in ihrem dreißigsten Jahre zu heirathen: bis dahin hoffte sie ein hübsches Sümmchen erspart zu haben und wollte dann ein eigenes Geschäft etabliren.

Ihrem zeitlichen Liebhaber gegenüber beobachtete die Ausnahmszuständische ein eigenthümliches Verfahren. Sie vermied Alles,

was ihm Unkosten verursachen konnte; ob Neujahrs-, Geburts- oder Namenstag, sie nahm nie ein Geschenk an, sie gab aber auch keines; ja, wenn sie mit dem Geliebten zu einer Unterhaltung fuhr, so hielt sie sogar strenge darauf, daß jeder Theil die Hälfte der Kosten zahle; was die beiden Herzen mit einander haben, pflegte sie zu sagen, geht die beiden Geldbörsen nichts an.

Trotz der Unentbehrlichkeit eines Geliebten müssen wir Engelbertha doch das Zeugniß geben, daß sie sich immer mit Einem Liebhaber begnügte, und daß sie es noch nie war, welche zuerst ein Liebesverhältniß brach, sondern daß sie regelmäßig von ihren Liebhabern verlassen wurde.

Ihre Liebesverhältnisse währten bald kürzer, bald länger, je nachdem der Geliebte mehr oder weniger Liebe und Geduld hatte. Der Letzteren bedurfte man im Umgange mit ihr gar sehr; sie war etwas knauserig, leicht aufbrausend und herrisch.

Moritz hatte sie in einem Kaufmannsladen, wo sie eben Einkäufe machte, kennen gelernt.

Am Tage zuvor erhielt sie eben den Abschiedsbrief von ihrem letzten Geliebten, einem

Kaufmannsdiener. Dieser hatte eine Ahnung von den ersparten Summen und wollte die Modistin einfädeln. Engelbertha war aber wie der Bürgermeister von Sardam: „klug und weise" und der Kommis empfahl sich.

Sie weinte und seufzte die Nacht hindurch um den hübschen Ellenritter und am nächsten Abende saß sie schon mit Moritz im zweiten Parterre des Burgtheaters, dessen fleißige Besucherin sie war und noch ist: jedoch nur dann, wenn Schau- oder Trauerspiele aufgeführt werden.

Der joviale Charakter unseres Bekannten fesselte sie etwas mehr als gewöhnlich. Moritz war zu galant, um ihr ihre Knauserei übel zu nehmen; er war zu liebenswürdig und zu munter, um ihrem herrischen Wesen eine herausfordernde Gelegenheit zu bieten. Er wurde durch die Originalität Engelbertha's angezogen; die Modistin fühlte dies und schloß sich um so inniger an ihn an.

Ihre Neigung zu ihm war noch immer im Wachsen begriffen, und sie gestand es sich, daß sie bisher außer Moritz noch keinen Liebhaber gehabt hatte, bei dem sie gewünscht hätte, daß er auch ihr Gatte werde.

Inmitten dieser aufsteigenden Progression

fing Moritz zu erkalten an; es war zu jener Zeit, als er die Rolle des Elephanten übernahm.

Engelbertha erkannte es und fing an, sich zu grämen.

Der Geliebte kam immer seltener; Engelbertha wurde immer trauriger.

Den Gedanken, von Moritz verlassen zu werden, nahm sie nicht so leicht hin; ja sie war sogar entschlossen, was bei ihr noch nie der Fall war, um ihn sich zu erhalten, Schritte zu thun! Sie wollte seine Treulosigkeit nicht ohne heftigen aktiven Widerstand über sich ergehen lassen.

Moritz fühlte dies; er wußte, daß ihm ein Kampf mit Engelbertha bevorstehe, und daher auch seine Scheu — Furcht wollen wir nicht sagen — sie herauszufordern. Diese Herausforderung aber geschah, indem er sie nicht nur vernachlässigte, sondern zugleich eine Andere liebte; eine Zweite, während er mit der Ersten noch nicht gebrochen hatte! Das vermochte Engelbertha nicht zu ertragen; das war gegen ihr System!

Wir fanden die Modistin allein in ihrem Quartier.

Sie stand an einem Tische und schnitt

eben von einem Atlasstoffe die Theile eines Frauenhutes herab.

In diesem Momente war sie nicht Mensch, nicht Geliebte, sondern nur — Modistin!

Sie hing mit Leib und Seele an ihrer Arbeit. Wenn sie zuschnitt, war sie von der Wichtigkeit ihres Berufes so durchdrungen, als ob es auf der ganzen Welt keinen Liebhaber für sie gebe.

Dieses wirklich ausnahmszuständige Mädchen war so ganz Herrin über sich, daß sie — wenn sie einmal beim Geschäfte war — für nichts Sinn hatte, als für das Geschäft. Es ereignete sich oft, daß ihr Geliebter sie bei der Arbeit traf; da sagte sie blos: Ich bin bald zu Ende: er mußte dann an dem andern Fenster Platz nehmen, wo es ihm frei stand, in einigen dort liegenden Büchern zu blättern, oder seinen Gedanken nachzuhängen, während sie fortarbeitete, als ob Niemand anwesend wäre, und durch kein Wort gestört sein wollte. So mußte der Geliebte oft eine Stunde lang harren, bis Engelbertha fertig war; dann aber eilte sie zu ihm, umarmte ihn leidenschaftlich, herzte ihn, küßte ihn, und man sah, wie die mit Macht unterdrückte Leidenschaft jetzt um so gewaltiger emporloderte; so

wie früher nur Modistin, war sie jetzt ganz — Weib.

Hatte also Moritz nicht Recht, wenn er behauptete, Engelbertha sei ein ausnahmszuständisches Wesen?

Eben so bedächtig als eifrig wendet und dreht sie den Stoff, um beim Zuschneiden die möglichste Sparsamkeit zu bezwecken.

Mit sicherer Hand zeichnet sie nach dem Muster die Linien, und so geht es fort, bis endlich die Theile vollzählig sind.

Sie ist fertig.

Von der Schottenkirche herunter vernimmt man Glockengeläute.

Es ist Mittag, sagte sie bei sich; ich will die Arbeit ein wenig ruhen lassen!

In Folge dieses Entschlusses ließ sie sich auf dem Sopha nieder, und nun begann sie mit derselben Emsigkeit, wie früher an den Hut, an den Geliebten zu denken.

Nach einer Weile klopfte es an der Thüre.

Die Eintretende war die Hausmeisterin.

Sind Sie schon zurück?

Schon seit einer Stunde; ich kam aber nicht herauf, weil ich weiß, daß Sie, liebe Mamsell, in der Arbeit nicht gestört sein wollen.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit. Was haben Sie ausgerichtet?

Nichts, liebe Mamsell; seine Thüre war wieder verschlossen. Auf meine Nachfrage sagte man mir, er sei so eben ausgegangen; die Zeit seiner Zurückkunft sei unbestimmt.

Engelbertha gab ihr den Botenlohn und sagte traurig: Schon gut, ich danke Ihnen.

Die Hausmeisterin, statt zu gehen, blieb auf dem Platze.

Wünschen Sie noch Etwas? fragte die Modistin.

Mamsell Engelbertha, begann die Andere, Sie verzeihen, wenn ich Sie mit meinen einfältigen Reden belästige; aber mir thut das Herz weh, wenn ich Sie traurig sehe. Ein Mädchen von Ihren Vorzügen wird doch nicht um eines treulosen Mannes halber verlegen sein. So viel ich merke, ist es mit Herrn Moritz nicht mehr richtig. Warum warten Sie also, bis er Ihnen absagt; lassen Sie ihn sitzen. Schauen Sie, der schöne Herr drüben möcht sich glücklich schätzen, wenn Sie ihm nur ein freundliches Gesicht zeigten; thun Sie es, schlagen Sie sich den Herrn Moritz aus dem Sinne.

Das Mädchen schüttelte den Kopf und

sagte: Meine liebe Hausmeisterin, Sie verstehen das nicht. Der schöne Herr drüben ist nicht um einen Kreuzer mehr werth als Herr Moritz. Ich bin noch keinem Liebhaber untreu geworden; bei dem jetzigen möchte ich es am wenigsten thun. Ich gebe ihn nicht so leicht auf; ich laß die Hoffnung nicht, ich werde ihn schon noch behalten.

Mein Gott! bei den jungen Leuten schaut nirgends viel heraus.

Bei den Alten noch weniger. Geld brauche ich nicht, heirathen will ich auch noch nicht. Ich will mein junges Leben nicht einsam zubringen und will mich unterhalten. Die bejahrten Herren sind wunderlich; man hat mit ihnen Verdruß und Aerger, und am Ende sind sie nicht beständiger und nicht treuer als die jungen; wenn man also schon ein solches Uebel haben muß, so wählt man wenigstens das angenehmere, und ich versichere Sie, Frau Hausmeisterin, mein Moritz ist sehr angenehm. Jetzt bitte ich Sie, mir das Mittagsmal zu holen.

Die abgewiesene Rathgeberin verließ das Zimmer, hatte jedoch die Thüre kaum hinter sich, als neuerdings gepocht wurde.

Der jetzt eintrat, war — Gustav.

Engelbertha war erstaunt, einen fremden Mann bei sich eintreten zu sehen.

Gustav entschuldigte seinen Besuch.

Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? fragte die Modistin.

Ich heiße Gustav.

Moritz hatte oft von seinem Freunde erzählt; Engelbertha kannte ihn also dem Namen nach.

Kaum jedoch vernahm sie den Namen, als ihr Blick sich verdüsterte und ein leises Beben der Lippen bemerkbar wurde.

Sie sind ein Freund des Herrn Moritz?

Der Vollbart bejahte.

Sie kommen vielleicht in seinem Auftrage?

Der Vollbart verneinte und sagte: Moritz weiß nicht, daß ich hier bin.

Engelbertha athmete auf, als ob ihr eine schwere Last von der Brust genommen wäre. Ihr Blick blieb jedoch finster, ihr wallender Busen zeigte noch immer die wogenden Empfindungen.

Sie wies dem Freunde ihres Geliebten einen Platz an und ließ sich ebenfalls nieder.

Fräulein, begann er, es wird Ihnen wahrscheinlich bekannt sein, daß ich und Moritz intime Freunde sind?

Er hat mir davon erzählt, antwortete die Modistin kalt.

Er erzählte auch mir von Ihnen, sagte Gustav.

Hat er das? Es mag schon lang her sein; denn in letzterer Zeit wird er wohl seltener an mich denken und von mir sprechen.

Der gereizte, fast bissige Ton des Mädchens entging dem Vollbart nicht.

Desto besser, dachte er; um so leichter werde ich meinen Zweck erreichen.

Dann sagte er laut: Ihre letzte Bemerkung, mein Fräulein, ist sehr richtig. Bei Moritz ist wirklich eine bedeutende Veränderung eingetreten.

Engelbertha wurde immer aufgeregter.

Ich danke, murmelte sie zwischen den Zähnen; es freut mich, daß wenigstens Sie derjenige sind, der mir diese angenehme Botschaft bringt.

Bei diesen Worten wurde Gustav aufmerksam. Es durchflog ihn eine Ahnung, als ob das Gewitter, welches er über Moritz heraufbeschwören wollte, sich gegen ihn heranzuziehen beginne.

Warum freut Sie denn dieß besonders? fragte er erstaunt.

Das mag wohl seinen gewichtigen Grund haben.

Darf man ihn nicht wissen?

Oh, wenn Sie wünschen, ich kann Ihnen schon damit dienen.

Engelbertha war immer heftiger, immer gereizter geworden.

Gustav begriff sie nicht.

Ich bitte, Fräulein, sprechen Sie.

Oh, mein Herr, thun Sie nicht, als wenn Sie bei der Veränderung, die, wie Sie sagen, bei meinem Geliebten eingetreten ist, nicht betheiliget wären. Seitdem Moritz mit Ihnen auf freundschaftlichem Fuße steht, fing er an, gegen mich zu erkalten. Er war früher der gewissenhafteste Liebhaber, den man sich nur wünschen kann; seitdem er aber mit Ihnen in häufigeren Verkehr getreten, ist er so gewissenlos geworden wie alle Uebrigen. Ich weiß nicht, was da draußen vorgeht; aber so viel merke ich, daß es nicht mehr richtig ist und daß Niemand als Sie daran Schuld trägt.

Aber, Fräulein, wie kommen Sie nur auf diesen Gedanken?

Mein Herz sagt mir's, und mein Herz lügt nie. Sie sind mein Unglück, sein Ver=

führer, Sie sind sein Mephistopheles — die Modistin erinnerte sich an das Burgtheater — Sie haben es versucht, mit Herrn Laroche zu konkurriren; und meiner Treu! Sie spielen die Rolle gut, sehr gut; aber ich sage Ihnen, wenn ich mit dieser Helene zusammentreffe, dann geht es nicht gut. Ich bin ein ehrliches Mädchen, ich kann es ertragen, wenn ein Liebhaber mich sitzen läßt und sich um eine Andere bewirbt; wenn man mir aber einen Liebhaber abfischt, bevor er mich verlassen hat, dann giebt es Feuer!

Gustav war wie aus den Wolken gefallen. Er sah den Zorn des Mädchens gegen sich und gegen die neue Nebenbuhlerin gekehrt: wollte er Henriette nicht bloßstellen, so mußte er sehr vorsichtig sein; denn eine Scene zwischen Engelbertha und Henriette hätte dem treulosen Freunde nicht geschadet und ihm selbst bei der jungen Frau für immer den Todesstoß gegeben. Der Vollbart hegte nämlich im Stillen noch immer die Hoffnung, Henriette zu besitzen.

Er sprach daher wieder zur Modistin: Fräulein Engelbertha, ich bitte Sie recht sehr, mäßigen Sie Ihre Heftigkeit, sonst kann ich mit Ihnen nicht weiter sprechen.

Was haben Sie mit mir weiter zu sprechen? fuhr sie ihn an; Sie sind Schuld daran, daß Moritz mir untreu ist: ist es so oder nicht? Sagen Sie „Nein," wenn Sie können?

Gustav konnte nicht Nein sagen. Er war zwar nicht in dem Sinne schuldig, wie Engelbertha es meinte: aber die Ursache war er doch, denn er animirte ihn zur Uebernahme der Elephantenrolle, wodurch Moritz in die Gefahr kam und in derselben auch unterging, d. h. für Engelbertha.

Er antwortete daher ausweichend: Wenn Sie, Fräulein, in Ihrer Heftigkeit beharren, dann bleibt mir nichts übrig, als mich zu entfernen.

Das hängt von mir ab! rief die Zürnende mit einem Muthe, der jedem Manne zur Ehre gereicht hätte; jetzt sind Sie da, und Sie werden nicht fortgehen, bis ich Ihnen meine Meinung ordentlich gesagt habe. Sie sind wahrscheinlich gekommen, mir zu sagen, daß Moritz auf falschen Wegen gehe?

So ist es! antwortete Gustav, der sie durch diese Bejahung zu besänftigen hoffte.

Das muß aber schon einige Zeit währen?

fuhr die Zürnende fort; warum kamen Sie also nicht früher?

Da der Vollbart bei dieser Querfrage um eine schnelle Antwort verlegen war, so rief Engelbertha: Hab' ich Sie, Herr Mephistopheles? Sie wußten davon, aber Sie schwiegen; jetzt erst, weil das Haus schon in Brand steht, kommen Sie mit der Anzeige; wahrscheinlich ist irgend eine Gefahr oder etwas Unangenehmes für Sie dabei, sonst wären Sie noch nicht gekommen.

Der merkwürdige Instinkt eines eifersüchtigen Frauenzimmers ließ die Modistin nach und nach die richtige Einsicht in die Lage der Dinge gewinnen.

Gustav erschrack über diese Sehergabe derart, daß ihm ein förmlicher Rückzug ohne jeden weiteren Angriff sehr wünschenswerth wurde.

Mein Fräulein, begann er, nicht ohne sichtbare Verlegenheit, ich habe geglaubt, Ihnen einen Dienst zu erweisen, wenn ich Sie mit der Gefahr bekannt mache.

Meinen Sie, ich habe die Gefahr nicht bemerkt? Ihr Dienst kam jedenfalls zu spät. Ich mag überhaupt von Ihnen nichts erfahren; Sie sind mein Unglück, mein Todfeind.

Was zu wissen mich interessiren wird, werde ich schon ohne Sie herausbekommen.

Gustav erhob sich.

Engelbertha schleuderte ihm einen fürchterlichen Blick zu.

Mein Herr, sagte sie mit sehr starker Stimme, Sie sind ein abscheulicher Mensch, ein Intriguant —

Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke, Fräulein!

Mir däucht gar, Sie erlauben sich noch, in meinem Zimmer einen drohenden Ton anzunehmen? Nicht genug, daß Sie mich unglücklich machen —

Das Unglück wird wohl nicht so groß sein —

Das muß ich wissen! rief die Modistin; Ihres Gleichen findet man freilich genug: aber Moritz, oh, mein Moritz — wenn ich an ihn denke, kocht mir die Galle über und ich könnte Sie, mein Herr, ja Sie könnte ich erdrosseln!

Nach diesen Worten fuhr sie auf ihn los; er aber, in der Voraussicht dieses Attentates war im immerwährenden Rückzuge begriffen, faßte die Klinke und war mit einem Sprunge aus dem Zimmer.

Auf der kurzen Strecke bis zur Treppe

rannte er die mit dem Mittagsmale rückkehrende Hausmeisterin nieder — der Korb mit den Speisen fiel unter dem Geräusche der zerbrechenden Teller, Schalen und Töpfe zu Boden; Engelbertha stürzte heraus, Gustav flog die Treppe hinab und hörte hinter sich die vereinigte Schimpfkanonade der beiden Frauen, wobei die Hausmeisterin, aber freilich etwas zu spät, immer schrie: Halt's ihn auf, halt's ihn auf!

Sechs Treppen hinabgaloppiren, das hatte der Vollbart noch nicht mitgemacht. Er kam erst zu Athem, als er das verhängnißvolle Haus und die Straße hinter sich hatte.

Ist das eine Furie! murmelte er vor sich hin; ich begreife Moritz nicht, ich könnte es mit dieser Person nicht Einen Tag lang aushalten! Aber klug ist sie, das muß man ihr lassen! Sie ist gegen mich aufgebracht — macht nichts; wenn ich nicht mehr da bin, wird sich ihr Zorn gegen Moritz in doppeltem Maße kehren: und das war mein Zweck. Der Schneider und Engelbertha werden ihm genug zu schaffen machen; er wird an der Suppe, die ich ihm eingebrockt, lange genug zu löffeln haben, wohl bekomm's ihm!

Nachdem der Liebhaber seinem Rachegefühl Genüge gethan, eilte er aus der Stadt.

Er war noch nicht zu Hause angekommen, und Moritz hatte schon durch Arnold, den er seinem neuen Gegner als Späher folgen ließ, hinlängliche Kenntniß von dem, was Gustav gegen ihn unternommen.

Aha, rief er, er hetzt mir Engelbertha und den Schneider an den Hals; ich werde die Gefahr abzuwenden wissen, aber er, er soll dafür büßen, schrecklich büßen. Seine Pein, daß er Henriette nicht besitzen wird, genügt mir jetzt nicht mehr; ich will ihn auf lange Zeit für alle jungen Frauen unschädlich machen, er muß die — Spreizenberg heirathen! Ja, so wahr ich Moritz heiße, jetzt habe ich kein Erbarmen mehr mit ihm, er muß in die Klauen der Alten kommen.

Nach diesen für Gustav so fürchterlichen Worten verbrachte der abtrünnige Elephant eine Viertelstunde lang mit Nachdenken und faßte dann seinen Entschluß.

Zehntes Kapitel.

Die Erklärung.

Im Hause Nr. 48 in der Ungargasse wohnte, wie der geneigte Leser aus den gemachten Angaben sich noch erinnern wird, im ersten Stock die Familie Linden.

Das Quartier, rückwärts die Aussicht auf einen Garten bietend, bestand aus einem Zimmer und einem Kabinet.

Am Tage, wenn die Mutter mit den beiden Töchtern im Zimmer arbeitete, mußten die Knaben im Kabinete verweilen, wo der Größere über den Kleineren eine Art Aufsicht übte. Dies war die Regel. An einem Nachmittage, an dem wir das Quartier betreten, finden wir die Mutter abwesend, Johanna mit den Knaben im Kabinete, wo die Kleinen in ihrer Gegenwart sich im Lesen üben mußten, und Pauline war allein im Zimmer mit einer Stickerei beschäftiget.

Ein Besuch überraschte sie.

Adolar betrat zum ersten Male die Wohnung der Geliebten.

Eine gewisse Scheu hatte ihn bisher abgehalten, bei der Familie Linden vorzusprechen. Der Vorfall mit der Baronin von Rottenheim, so wie der Besuch, den er ihr abzustatten veranlaßt wurde, gaben ihm den Vorwand, die Familie zu besuchen, um dort das Erlebte mitzutheilen.

Als Adolar eintrat, erröthete Pauline über und über.

Der Empfang war ein freundlicher.

Der Jüngling hing trunken an der lieblichen Erscheinung.

Wohl sah er sie, wie bisher, täglich in der Kirche, wohl hatte er sie bereits zwei Mal im Belvedere gesprochen, allein das Mädchen außer und das Mädchen im Hause sind oft zwei sehr verschiedene Wesen. Das bequeme Hauskleid, der enthüllte Lockenkopf, das oft nachlässig umgeschlungene Busentuch, die Ungenirtheit im Benehmen, kurz, hundert andere Kleinigkeiten, die man nicht leicht aufzählen kann, verbreiten über das ganze Wesen einen gewissen Duft, der von dem Nimbus einer noch so reizend gekleideten Jungfrau außer Hause wesentlich und zwar vortheilhaft unterschieden ist.

Adolar, dem die Jungfrau, so oft er sie

sah, immer herrlicher vorkam, war heute im Uebermaße entzückt. So schön, wie heute, war sie ihm noch nicht vorgekommen. Er nahm auch keinen Anstand, ihr dieß zu erklären.

Fräulein Pauline, sagte er traulich, ich bitte Sie, mir zu sagen, was denn eigentlich mit ihnen vorgegangen ist?

Mit mir? Warum denn?

Weil Sie so entsetzlich schön geworden sind.

Die Jungfrau lächelte.

Adolar fuhr fort: Sie glauben es nicht? Sie lachen mich aus? Schauen Sie nur in den Spiegel und Sie werden mir beistimmen. Dieses faltige Hauskleid mit den kurzen, weiten Aermeln fügt sich so hübsch in die Taille hinein, und die Falten rund umher umspannen den schlanken Wuchs so nett, daß es gar nicht der Seidenschnur bedarf, um das Kleid an den Leib zu zwingen. Heute sehe ich zum ersten Male ihren vollen Lockenkopf, der neidische Hut verhüllt ihn nicht, und beschattet auch die schöne, die wunderschöne Stirne nicht. Das Auge, o mein Gott! wie hell, wie klar sieht es mich an, wie strahlend ist sein Blick, es ist Alles so fein, das Antlitz, die Schulter, jede Bewegung, Ihre ganze Erscheinung.

Herr Adolar, entgegnete die Jungfrau ko-

misch verwundert, Sie erlauben auch mir die Frage, was denn eigentlich mit Ihnen vorgegangen ist? Sie sind ja wie ausgewechselt.

Daran sind Sie Schuld, warum sind Sie so reizend.

Ich bin heute so wie sonst. Sie aber scheinen mir ganz anders zu sein.

Es mag sein, daß die Luft in diesem Zimmer, welches ich zum ersten Male betrete, Schuld daran trägt. Ich merke schon, ich muß öfter kommen, um mich daran zu gewöhnen.

Pauline lachte.

Der junge Herr, sagte sie, hat eine hübsche Ausrede ersonnen, um sich einzuschmuggeln.

Würden Sie mir ob dieser Schmuggelei gram sein?

Sie werden es recht gut wissen, erwiderte die Jungfrau flehend, was dem Rufe eines armen Mädchens zuträglich ist oder nicht.

Pauline, versetzte der Jüngling, Ihr Ruf ist mir so heilig, wie Ihre Ehre. Ich werde nur dann kommen, wenn ich, so wie heute, Ihnen Einiges mitzutheilen habe, was ich, seitdem ich Sie das letzte Mal gesprochen, erlebt.

Ich bin neugierig, es zu hören.

Lassen Sie mich die Erzählung verschie-

ben, bis Ihre Frau Mutter zurückgekehrt ist, wir wollen indessen von unsern gemeinschaftlichen Angelegenheiten plaudern.

Ich staune, rief sie scherzhaft, ich erfahre jetzt zum ersten Male, daß wir Beide gemeinschaftliche Angelegenheiten haben.

Sie wollen mich nicht verstehen?

Ich bin nicht begriffstützig. Kramen Sie aus, mein Herr, ich will Ihre eifrige Zuhörerin sein.

Es gilt, nehmen wir Platz, aber nebeneinander.

Gehört dieß dazu?

Ei freilich! So, das ist recht. Jetzt reichen Sie mir Ihre Hand.

Das kann doch unmöglich nothwendig sein?

Es ist des bessern Verständnisses wegen, denn Sie werden wohl wissen, mein Fräulein, daß der Ton bei Körpern, die miteinander verbunden sind, sich besser fortpflanzt.

Ich habe nicht Physik studirt, ich will indessen Ihre Behauptung auf Treu und Glauben als wahr hinnehmen. Hier ist meine Hand.

Adolar küßte sie.

Gehört dieß auch dazu? fragte die Jungfrau schelmisch.

Ei freilich. Ich küßte diese Hand, daß sie ruhig in der meinen liege bleibe und ein

warmer Tonleiter dessen sei, was ich jetzt sprechen werde.

Pauline ahnte die Wonne der nächsten Augenblicke, sie vermochte es nicht mehr, den Scherz weiter fortzutreiben.

Herr Adolar! bat sie.

Pauline! lispelte er, Ihre Hand zittert, sie verräth mir, daß Ihr Inneres keineswegs so unbefangen und so ruhig ist, als Sie mich durch die schelmische Außenseite glauben machen wollen.

Sie werden diesen Verrath nicht mißbrauchen, nicht wahr, Adolar, Sie werden es nicht?

Mißbrauchen? Wodurch soll ich ihn mißbrauchen? Was will ich denn Anderes thun, als bloß sprechen.

Auch das sollen Sie nicht.

Und warum nicht? Kann das Wort, welches die schönsten Gefühle eines Menschenherzens verdollmetschen soll, kann dieses Wort ein Unrecht sein? Warum soll ich stumm bleiben, wenn es mich zum Sprechen drängt? Pauline, ich kann es nicht glauben, daß es nicht auch Sie zu einer Erklärung drängen sollte. Man ist oft von einer Wahrheit in Gedanken überzeugt und man freut sich dennoch, diese Wahrheit aussprechen zu hören.

Zweifeln Sie an meiner Aufrichtigkeit? Zweifeln Sie an meiner Biederkeit? Woran zweifeln Sie, daß Sie mein Geständniß nicht hören wollen, daß Sie mir zumuthen, nicht zu sprechen?

Adolar, der Himmel weiß, daß ich Sie für einen braven, ehrlichen Menschen halte; aber ich glaube doch, daß es für Sie und für mich besser wäre, jede Erklärung zu vermeiden.

Der Jüngling senkte traurig den Kopf und verstummte.

Warum sind Sie plötzlich so traurig? fragte Pauline theilnehmend.

Ich fürchte, mich getäuscht zu haben.

Adolar, versetzte die Jungfrau sanft, Sie sind schonungslos. Das hat mein Vertrauen zu Ihnen nicht verdient. Ich habe mich Ihnen genähert, der Himmel mag es wissen, ob ich recht that oder nicht, ich folgte meinem Herzen. Gefühle, die in der Seele erwachen, lassen sich auf die Dauer nicht unterdrücken, ich habe ihnen gegönnt, sich auszusprechen, und — Sie sehen, daß ich aufrichtig bin — keine Stimme sprach gegen Sie. Was wollen Sie nun noch? Wenn ich sage: „Ich liebe Sie!" liegt denn in diesen Worten mehr, als in

dem Beben meiner Hand, als in dem Pochen meines Herzens, als in der Thräne meines Auges.

Adolar sah ihr mit Entzücken in das thränenfeuchte Auge.

Er führte die zitternde Hand an seine Lippen.

Ja, ja, lispelte er, Sie haben recht, ich war schonungslos; ich sehe es jetzt ein, Sie erkennen meine Liebe und Sie erwidern sie.

Ja, Adolar, hauchte Pauline, ich erwidere sie.

Er zog die Jungfrau an sich. Sie lehnte an seiner Brust, kehrte ihm das reizende Antlitz zu und stammelte: Sind Sie jetzt zufrieden?

Ich bin selig! lispelte er, und senkte seine Lippen auf die schöne Stirne der Jungfrau, die den langen Kuß nicht nur duldete, sondern dann in süßer Trunkenheit der Seele erwiderte.

Mein Adolar!

Meine Pauline!

Diese beiden Ausrufe beschlossen den Bund, den Küße besiegelten.

Zwei Herzen, eben so rein als jung, hatten sich gefunden und vereiniget.

Zwei Menschen, des höchsten Erdenglückes würdig, saßen nebeneinander. Der Himmel ließ sie dieses Glück auch finden, denn was kann es Wonnigeres geben, als die Seligkeiten der ersten Liebe; wo ist ein größeres Glück, als jenes der ersten Liebe?

Nach einer Weile, die dem jungen Paare im stummen Liebesentzücken verflossen war, nahm Pauline das Wort: Adolar, mein lieber Adolar, Sie haben mich zu dem Geständnisse meiner Liebe veranlaßt, ich legte es ab, um Ihrem Willen zu genügen, und weil auch mein Herz aufjubelt, wenn Ihr Liebeswort in seine Tiefen dringt. Trotzdem glaube ich, lieber Adolar, wir hätten besser gethan, das Geheimniß unserer Liebe in den Herzen zu verschließen, ohne es den Lippen zu übergeben.

Geheimniß? War Ihnen, theure Pauline, meine Liebe ein Geheimniß? Oder ahnte ich nicht, was in Ihrem Herzen vorging?

Aber meine Mutter, Ihr Vater? Sind wir nicht verpflichtet, Ihnen unser Geständniß abzulegen.

Ja, liebe Pauline, Sie haben Recht. Ich werde die nächste Gelegenheit benützen, mit meinem Vater darüber zu sprechen.

Die Jungfrau küßte ihn in süßer Dankbarkeit und sagte darauf: So, mein Theurer! jetzt ist aber des Küssens genug, Mütterchen muß gleich nach Hause kommen, sie könnte der Röthe meiner Wangen leicht abmerken, was hier vorfiel.

Das ersparte Ihnen das Geständniß! antwortete Adolar lächelnd.

Pauline erhob sich, um im Kabinette nach den Geschwistern zu sehen.

Bald darauf kehrte Frau Maria auch wirklich heim. Sie hatte Arbeiten abgeliefert und frische Bestellungen erhalten.

Adolars Anwesenheit überraschte sie, doch war sie freundlich gegen ihn.

Pauline ergriff gleich die Rede, um den Besuch des Geliebten zu entschuldigen. Sie erzählte der Mutter, daß Herr Adolar Mittheilungen zu machen habe, und daß er damit bis zu ihrer Heimkunft gewartet habe.

In Folge der Aufforderung der Wittfrau erzählte der Jüngling die Scenen, wie er die Baronin Rottenheim gerettet, und, von ihr eingeladen, sie auch besucht habe.

Pauline hörte der Mittheilung zu, als der Geliebte sein Gespräch mit Sidonie wiederholte, freute sie sich im Stillen seiner Würde

und Energie, die er der hohen Dame gegenüber an den Tag gelegt hatte.

Es ist ein merkwürdiger Zufall, sagte die Mutter, als er zu Ende war, der gerade Sie jene Frau finden ließ, die mich so hart von sich wies. Daß sie der Dame gegenüber unsere Namen nicht nannten, ist mir sehr lieb. Die Baronin muß sehr herablassender Laune gewesen sein, als sie auf den Einfall kam, Sie zu sich zu laden, — dergleichen herrschaftliche Kapricen führen selten zum Guten.

Obwohl Frau Maria diese Worte nachlässig hinwarf, so erfaßte Adolar doch die Bedeutung derselben, und hob sein Benehmen der Dame gegenüber hervor. Nachdem dieser Gegenstand sattsam besprochen war, erzählte der Jüngling auch von dem Buckligen und dessen seltsamen Reden.

Die beiden Frauen schenkten dieser Sache eine ungleich größere Aufmerksamkeit, stand sie doch mit ihrem Unglücke im Zusammenhange.

Als Adolar geendet hatte, sagte Pauline: Es ist auffallend, daß das Schicksal eines Menschen, der uns und dem wir persönlich unbekannt, mit dem unsern im Zusammenhange steht. Ich glaube, Sie sollten ihn bald

besuchen, um das zu erfahren, was er Ihnen mittheilen zu wollen vorgab.

Pauline hat Recht, besuchen Sie den Armen, Herr Adolar; ich möchte wissen, in welcher Beziehung er zu dem Unglücke stand, das uns betroffen.

Um Ihrem Wunsche zu willfahren, antwortete der Jüngling, will ich noch heute in die Heugasse, dort wohnt nämlich der Bucklige. Ein kleiner Umweg und ich bin dort.

Die beiden Frauen waren mit diesem Entschlusse zufrieden.

Der Jüngling nahm Abschied.

Frau Maria entließ ihn sehr freundlich.

Die Jungfrau senkte ihr Auge tief in das seine, als er den letzten Kuß auf die zarte Hand drückte, und sagte ihm mit bewegter Stimme Lebewohl. Adolar verließ liebetrunken das Haus.

Eilftes Kapitel.

Eine Enthüllung.

Die Heugasse zieht sich hinter dem Schwarzenberg-Garten und dem Belvedere einzeilig hinauf.

Ungefähr in der Längenmitte derselben befindet sich das Haus zum „Weingarten" genannt.

In demselben wohnte, wie der geneigte Leser sich errinnern wird, jener Bucklige, der seiner Angabe nach Hubert Rothmann hieß, dem aber die Nachbarschaft ob seines großen Höckers den Spitznamen „der Kassier" gab.

Das Gebäude ist zwei Stockwerke hoch, alt und baufällig.

Als Adolar in das genannte Haus trat, kam eben ein Mann über den Hof, dessen Aussehen den Arbeiter verrieth.

Ich bitte, mein Herr, redete ihn der Jüngling an, wo wohnt hier Herr Hubert Rothmann?

Rothmann? fragte der Arbeiter, Hubert Rothmann? wer soll er denn sein?

Das weiß ich nicht. Er ist ein kleiner buckliger Mann.

Ah so! versetzte der Arbeiter, Sie suchen den verrückten Kassier? der wohnt oben im zweiten Stock, letzte Thür links.

Adolar ging die Treppe hinauf. Er öffnete die bezeichnete Thüre und kam in eine Küche; da er an die von hier ins Zimmer führende Thür klopfte, so hörte er drinnen die kreischende Stimme des Krüppels: „Herein!" rufen, worauf er die Stube betrat.

Es sah da sehr kümmerlich aus. Das Innere der Wohnung stand mit dem Aeußeren des Buckligen ganz in Einklang, sie war armselig und schmutzig. Der Höckerige lag mit einem schmutzigen Schlafrocke bedeckt auf einem Kanapee, ganz in jener unanständigen Stellung, wie wir ihn auf der Bank im Belvedere fanden.

Als der Jüngling eintrat und er ihn erkannte, kreischte er, jedoch ohne sich zu erheben: Ah, junges Blut, sind Sie es? Freut mich, habe Sie schon früher erwartet, warum zögerten Sie, zu kommen? Nehmen Sie den Stuhl dort, es ist der Einzige, aber

macht nichts. Geben Sie Acht, daß der Vorderfuß nicht herausfällt, die Lehne ist auch wacklig, verdammte Arbeit, es geht zu Ende, ja ja, es geht zu Ende.

Adolar ließ sich auf dem Stuhle nieder.

Herr Rothmann, sagte er freundlich, Sie haben mir erlaubt, Sie zu besuchen, ich machte von Ihrer Erlaubniß Gebrauch.

Warum so spät? Nimmt Fräulein Liebste Ihre Zeit so sehr in Anspruch? Ja, ja, mit schönen Fräuleins unterhält sichs freilich angenehmer, als mit verrotteten Krüppeln. Das Schöne zieht an, das Häßliche stoßt ab. Oh — er hob seine Hände drohend gegen die Stubendecke — warum bin gerade ich so häßlich geworden?

Dieser Gedanke ergriff seine Seele und stachelte seinen Zorn auf. Er warf sich auf die linke Seite, rollte dabei die unheimlichen Augen und murmelte: Oh, oh, ich bin sehr unglücklich!

Herr Rothmann, sprach Adolar mit theilnehmender Stimme: Sie quälen sich selbst und verbittern sich durch solche Gedanken das Leben. Der Körper des Menschen ist ein irdischer Theil, mag er wie immer beschaffen sein, seine schönste Zierde kann nur immer

von der Seele ausgehen. Seelenadel in einem häßlichen Körper zieht an, ein verworfenes Gemüth wird in der schönsten Hülle zum Eckel.

Der Buckliche schüttelte wild den großen Kopf.

Es ist nicht wahr, rief er, die Seele leidet immer unter der Last des Leibes; wenn dieser verkrüppelt ist, kann auch die Seele sich nicht erheben. Mit meinem Leibe ist auch meine Seele gestraft und warum? Kann ich dafür, daß ich bucklig auf die Welt kam?

Soll ich Sie an die Männer erinnern, die in verkrüppelten Körpern den größten Geist bargen?

Ah, ich wußte, daß Sie mir mit Diesen kommen würden! Hab' auch in den Schulen so was gehört, von einem Aesop, Mendelsohn und Anderen; aber das sind Ausnahmen, welche die Regel nicht umstoßen.

Adolar, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, fragte ihn: Haben Sie Verwandte?

Rothmann stieß eine Lache aus.

Nichts, rief er, gar nichts hab' ich, keine Verwandte, keine Freunde! Ich steh' allein, ganz allein. Oh, es war nicht immer so. Einst — ja einst, damals war's noch anders,

da lebte ich im Vaterhause. Wir waren zwei Brüder: der Gottlieb und ich. Er, der Aeltere, war ein schöner, kräftiger Mann, ich ein Krüppel! Aber trotzdem waren wir eng miteinander verbunden, wir liebten uns wie Brüder. Oh, mein armer, braver Bruder! Diese innige Liebe war das Werk unserer seligen Mutter, die gute Frau ruht auch im kühlen Schooß, so wie sie Alle, Alle die mir angehörten und die ich lieb hatte. Sie war es, die uns von Jugend auf an einander gewöhnte, die dem älteren Sohne die Liebe für den Jüngeren einflößte, die Jenen schon frühe mit dem Gedanken vertraut machte, daß er der Gesunde, der Kräftige, einst für mich, den Preßhaften, werde sorgen müssen. Noch entsinne ich mich jener Scene, wir waren damals schon erwachsen, wo sie in meiner Gegenwart zu dem Bruder sagte: Lieber Gottlieb, Dich hat Gott mit einem gesunden Körper gesegnet, Du mußt ihm dafür dankbar sein; das kannst Du am besten, wenn Du Hubert liebst, ihn immer unterstützest und für ihn sorgst. Vergiß nie, daß er so wie Du unter meinem Mutterherzen gelegen, daß Dein Vater auch der seinige ist!

Wir umarmten uns und schwuren, uns nie zu verlassen.

Der Vater starb, die Mutter folgte ihm bald nach. Wir Beide standen an ihrem Todtenbette. Gottlieb gelobte ihr da, mich nie zu verlassen und mir immer ein treuer Bruder zu bleiben. Der Himmel weiß es, er hat seinen Schwur redlich gehalten.

Gottlieb hatte Neigung zum Forstwesen. Er hatte sich dazu ausgebildet und bekam auf einem herrschaftlichen Revier eine Stelle als Gehülfe.

Während dieser Zeit lebte ich hier eingezogen und einsam. Meine freudigsten Tage waren jene, wo ich meinen Bruder besuchte und Stunden lang an seiner Seite im Walde umherstreifte. Ich ernährte mich damals von Kopiaturen, die mit der Unterstützung von Seite meines Bruders hinreichten, mir ein mäßiges Auskommen zu verschaffen.

Einige Jahre verstrichen.

Der Förster gewann meinen Bruder lieb, denn Gottlieb war treu und fleißig. Die Empfehlungen seines Vorgesetzten lenkten die Aufmerksamkeit der Herrschaft auf ihn und Gottlieb hatte das Glück, daß er von seinem

Gebieter ins Haus genommen und als herrschaftlicher Jäger angestellt wurde.

Das war die schönste Zeit meines Lebens. Gottlieb verlebte den Winter mit seinem Herrn in der Residenz und besuchte mich wöchentlich einige Male.

Hubert, sagte er einige Male zu mir, ich habe jetzt eine sehr vortheilhafte Stellung, Du verdienst, wenn auch nicht viel, so doch etwas, wir wollen sparen, damit wir einiges Geld zurücklegen. Bin ich einige Jahre im Hause meines Herrn gewesen, dann werde ich ihn bitten, mir eine Försterstelle zu geben. Geschieht dies, so nehme ich dich zu mir in's Haus und Deine Zukunft ist geborgen.

Bei dieser Vorstellung wurde ich traurig. Er fragte mich um die Ursache dessen und ich sagte zu ihm: Lieber Bruder, der Herr möge Dein Unternehmen segnen, allein ich fürchte, mir wird es eher Kummer, denn Freude bringen.

Und warum dies?

Weil Du dann nicht mehr so bleiben wirst, wie jetzt —

Er verstand mich.

Sei außer Sorge, antwortete er, kein Weib soll Dir meine Liebe entziehen, keine

Schwägerin soll Dich mit schelem Auge ansehen; ich bin entschlossen, mich nie zu verheirathen, Deinetwegen nicht, damit ich nicht in die Lage komme, zwischen dem Bruder und der Frau den Richter spielen zu müssen. Ich will den der Mutter geleisteten Eid treu erfüllen.

Bei dieser Versicherung wurde ich so gerührt, daß ich meine Thränen nicht zurückhalten konnte. Ich sank ihm an die Brust und nannte ihn meinen Schutzgeist, meinen guten Engel.

Aber das Glück war noch nicht müde, meinen Bruder zu begünstigen. Gottlieb erwarb sich in Kurzem das volle Vertrauen seines Herrn in dem Maße, daß er ihn — da gerade die Stelle des Kammerdieners vakant wurde, in diesen Posten einsetzte und mein Bruder wurde bald der Vertraute seines Herrn, so daß er im Hause fast wie ein Freund behandelt wurde; vor ihm gab es kein Geheimniß, er führte den Haushalt und wurde bei jeder Angelegenheit von Bedeutung um seinen Rath gefragt. Mit seinem Einfluße mehrten sich auch seine Einkünfte. Gottlieb bat mich, meinen hinfälligen Körper nicht anzustrengen, er gab mir mehr, als ich be-

durfte und wir ersparten nebstdem noch einige Gulden. Seine gute Stellung mochte vielleicht Ursache daran sein, daß er seinen früheren Plan, eine Försterstelle zu erlangen, nicht mehr verfolgte. Ich wollte ihn nicht d'ran mahnen, er war ja so liebreich gegen mich, warum sollte ich ihn also zu einem Schritte veranlassen, der ihm nicht genehm war. Ach, hätte ich es gethan, es wäre besser gewesen, sein Gebiether hätte ihm die Bitte nicht abgeschlagen, er wäre noch nicht todt und ich wäre noch der Glücklichste aller Menschen.

Der Bucklige hielt inne.

Adolar's Theilnahme war auf seinem jugendlichen Antlitze ausgeprägt.

Das innige Verhältniß der beiden Brüder rührte ihn. Die Schilderung Huberts war eine herzliche, man hörte es ihm an, daß er fühle, was er sagte.

Bei dem Interesse, welches der Jüngling an der Sache nahm, war es natürlich, daß seine Neugierde für das Kommende sich um so höher spannte, da er natürlich noch keine Ahnung von der Weise hatte, wie das Unglück des Buckligen mit jenem der Familie Linden im Zusammenhange stehen könne.

Hubert, nachdem er sich in etwas erholt

hatte, fuhr fort: Unser Glück mußte zu groß gewesen sein, finstere Nächte traten zerstörend herbei. Ich werde Ihnen, junger Herr, das Schreckliche mittheilen. Schrecklich, nicht etwa durch die Art und Weise, wie es geschah, sondern durch die Folgen, die es hervorbrachte. Es sind jetzt ungefähr anderthalb Jahre. Es war, wenn ich nicht irre, gegen die Feiertage zu, da kam Gottlieb zu mir und ich bemerkte, daß er verstimmt, empfindlich war.

Ich schrieb dies einer momentanen üblen Laune zu, und hoffte, daß sie am nächsten Tage verflogen sein werde. Dem war aber nicht so. Als ich meinen Bruder am anderen Nachmittage wieder sah, war er mißmuthig, traurig und sehr wortkarg.

Ich wurde unruhig, besorgt.

Bei seinem nächsten Besuche, als ich bemerkte, daß seine düstere Gemüthsstimmung, seine Niedergeschlagenheit noch mehr zugenommen hatten, vermochte ich meine Besorgniß nicht mehr zu unterdrücken und befragte ihn um den Grund seiner Traurigkeit.

Er antwortete mir, er fühle sich seit einigen Tagen körperlich unwohl, was auch auf seine Seelenstimmung einwirke.

Da mein Bruder in der That blässer aussah und sein Blick düster und unstätt von einem Orte zum andern flog, so schenkte ich seiner Angabe Glauben und bat ihn sich einem Arzte anzuvertrauen. Er versprach es. Einige Tage verstrichen. Gottlieb war verhindert, zu mir zu kommen; endlich wurde meine Sehnsucht befriediget. Er kam, wie gewöhnlich, Nachmittag zu mir.

Bei seinem Eintritte erschrack ich derart, daß ich mich nicht enthalten konnte auszurufen: Heiliger Gott! Bruder, wie siehst Du aus?

Er sah mich finster an und sagte: Ich sehe aus wie immer.

Das ist nicht wahr, mein theurer Bruder, Dein Antlitz ist bleich, Dein Auge eingesunken, Deine Züge sind verstört.

Ich habe Dir schon gesagt, daß ich krank bin.

Und ich habe Dich gebeten, einen Arzt zu Rathe zu nehmen.

Mir kann der Doktor nicht helfen.

Ich wurde aufmerksam.

Bruder, sagte ich ängstlich, Du bist nicht aufrichtig gegen mich. Was ist vorgefallen? Ich bitte Dich, sprich, was fehlt Dir?

Er schüttelte den Kopf, fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sagte: Hubert, verschone mich, sei barmherzig und quäle mich nicht. Es wird schon besser werden.

Aber es wurde nicht besser. Tage und Wochen verflossen, Gottlieb wurde zusehends kränklicher. Noch einmal faßte ich mir Muth und drang in ihn, mir den räthselhaften Wechsel zu erklären, die Ursache seines Uebels, welches offenbar an der Wurzel seines Lebens nagte, zu entdecken, allein er zog mich an sich, küßte mich und rief mit schmerzgepreßter Stimme aus: Hubert, vergrößere mein entsetzliches Leiden nicht noch mehr, ich kann Dir nichts sagen, ich muß schweigen. Oh, ich bin sehr unglücklich!

Von diesem Augenblicke an schwieg ich und sein Unglück war auch das meine.

Monate vergingen. Gottlieb härmte sich vollends ab, wer ihn früher gesehen, würde ihn jetzt kaum wieder erkannt haben. Es war nur mehr der Schatten seiner vorigen Gestalt, und es kam endlich so weit, daß er seinen Dienst nicht mehr versehen konnte.

Die Herrschaft gestattete ihm Behufs seiner Heilung einen Urlaub und ließ ihm während der Dauer desselben seinen vollen Gehalt.

Gottlieb zog in mein Quartier, nahm einen Arzt und wurde von mir gepflegt. Während der Anfangszeit seiner Krankheit verbrachte er viele Stunden mit Schreiben. Ich fragte ihn, was er schreibe? und erhielt die Antwort: Das wirst Du schon erfahren! Auf diese Weise brachte er einen umfangreichen Brief zu Stande, den er siegelte, adressirte und dann unter sein Kopfkissen legte.

Ich hatte ihn während des Schreibens oft verstohlen angesehen, bemerkte seine innere Bewegung und einige Male auch Thränen.

Sie müssen wissen, junger Herr, daß ich während der Dauer seiner Krankheit ihn mit jeder Art von Fragen sorgfältig verschonte. Gottlieb erkannte meine Zurückhaltung an, rief mich einmal an sein Krankenlager und sagte mit tiefer Empfindung: Du mußt mir nicht gram sein, mein Bruder. Ich mache Dir viel zu schaffen, du opferst mir Deine Nächte und ich — ich habe Dir nicht einmal gesagt, warum wir Beide so unsäglich viel leiden. Gedulde Dich, die Zeit wird kommen, Du wirst Alles erfahren.

Ich verstand damals den wahren Sinn nicht, den er mit seinen Worten verband, und meinte, er habe sich endlich entschlossen,

mir bei Gelegenheit sein Geheimniß zu entdecken.

Eines Nachmittags wurde mein Bruder von einem herrschaftlichen Diener besucht. Sein Gebiether sandte nämlich wöchentlich mehrmals Diener heraus, um sich nach Hubert zu erkundigen. Bei solchen Gelegenheiten kamen auch immer Geschenke mit, die oft in Gegenständen bestanden, die dem Kranken einige Bequemlichkeit zu verschaffen geeignet waren.

Gottlieb befragte den Diener um die Zustände im herrschaftlichen Hause und um die Neuigkeiten, die es in der Stadt gebe.

Jener wußte nichts Besonders mitzutheilen.

Doch halt, sagte er plötzlich, Eine Neuigkeit muß ich Ihnen, Herr Kammerdiener, doch erzählen. Sie macht durch die ganze Stadt die Runde. Sie werden sich erinnern, daß vor ungefähr einem halben Jahre von einer Banknoten-Geschichte viel gesprochen wurde. Der Kassier bei Nordstein und Compagnie hätte nämlich eine Tausend-Gulden-Note wechseln sollen —

Mein Bruder ließ ihn nicht weiter sprechen.

Er riß seine Augen auf, richtete sich vom

Lager empor und rief: Ich weiß — weiß Alles — was ist weiter geschehen?

Er wurde seines Dienstes entlassen —

Auch das weiß ich.

Er ist gestern gestorben.

Gestorben? schrie mein Bruder.

Man sagt, der Gram hätte ihm das Herz gebrochen! setzte der Diener hinzu.

Der Gram — das Herz! hauchte Gottlieb und sank todtenbleich zurück.

Er war ohnmächtig.

Von diesem Momente an ging es mit ihm reißend abwärts. Er wurde zusehends schwächer, der Arzt gab jede Hoffnung auf.

Gottlieb fühlte es, daß sein Ende herannahe. Der Arme freuete sich, von seinem Leiden erlöst zu werden; sein einziger Kummer war ich, der ich ohne ihn schutz- und hilfelos zurückblieb, ein armer, erwerbsunfähiger Krüppel.

Lassen Sie mich über die traurigsten Tage meines Leben hinwegeilen, die kaum verharschten Wunden würden neu zu bluten beginnen. Er verschied in meinen Armen.

Der Bucklige hielt wieder ein.

Adolar war von dem innigen Gefühle, welches in jedem Tone des Erzählers lag,

hoch überrascht. Er hätte diesen Menschen, den er bei dem ersten Zusammentreffen so wild und ungebährdig fand, einer tieferen Empfindung unfähig gehalten. Das Rauhe seines Benehmens war verschwunden; das Andenken an den Bruder, mit welchem er sich bei seiner Mittheilung so lebhaft beschäftigte, hatte für den Moment die scharfen Kanten und Ecken, die der Gram hervortreten machte, verschwinden lassen.

Huberts Augen waren naß. Er schluchzte und seine Brust hob sich mächtig von dem sich bäumenden Schmerze.

Armer Mann, sagte der Jüngling mitleidsvoll, wie sehr haben Sie gelitten?

Der Krüppel drückte die Hand seines jungen Bekannten und sagte: Laßen Sie mich zu Ende kommen, denn nun kommt der Schluß, der Sie, als den Geliebten des Fräuleins Linden am meisten interessiren wird.

Nach dem Tode meines Bruders, fand ich jenen Brief, den er im Beginne seiner Krankheit geschrieben hatte. Der Brief enthielt die Aufschrift: „An meinen geliebten Bruder Hubert. Nach meinem Tode zu eröffnen.“ In diesem Briefe, den ich noch besitze, fand ich die Enthüllung des düsteren Geheim-

nisses. Der Brief selbst ist zu lang, als daß ich ihn jetzt vorzulesen vermöchte, ich will daher in Kürze mittheilen, was er enthält.

Eines Vormittags erhielt mein Bruder von seiner Herrschaft eine Tausendgulden-Note mit dem Bedeuten, sie wechseln zu lassen. Er ging zu Nordstein und Compagnie, nahm zehn Stück Noten in Empfang, in der vollen Ueberzeugung, daß es Hunderter seien. Zu Hause angekommen, übergab er das Geld, sein Gebiether überzählte die Noten, indem er sie einzeln auf den Tisch legte. Mein Bruder stand in der Nähe und gewahrte plötzlich, das es Tausender und nicht Hunderter seien. Der Kassier bei Nordstein hatte sich offenbar vergriffen. In demselben Augenblicke mochte aber auch der Zählende den höheren Betrag der Noten bemerkt haben, denn mein Bruder sah, wie er zusammenschrack und die Noten rasch auf einen Haufen schob.

Es ist schon gut! sagte er und meinem Bruder blieb nichts Anderes übrig, als sich zu entfernen.

Anfangs war Gottlieb der Meinung, der Gebiether werde die unglückliche Irrung des Kassiers dadurch gut machen, daß er sich zu ihm begeben und ihm die Summe, ohne

seine Sorglosigkeit blos zu stellen, heimlich zurückstellen würde; allein das geschah nicht, selbst dann nicht, als der arme Linden brodlos wurde.

Nun denken Sie sich in die Lage meines Bruders. Seit Jahren bei einem Herrn, den er für seinen Wohlthäter ansehen mußte und dem er sich zum höchsten Danke verpflichtet fühlte. Er war in dem herrschaftlichen Hause mehr ein Vertrauter als ein Diener. Jenen, den er so hoch achtete, für den er gern sein Leben hingegeben hätte, den er für den rechtschaffensten Menschen hielt, er stand plötzlich als Betrüger vor ihm, er verheimlichte eine Summe, die einen Familienvater brodlos, die eine ganze Familie unglücklich machte. Sollte er nun vor den Gebiether hintreten und ihm das Verbrechen entgegenhalten, oder sollte er auf irgend eine andere Weise eine Entdeckung herbeiführen? Sein Herz blutete, wenn er bedachte, daß jede Anzeige seinen Gebiether unabänderlich als Betrüger brandmarken würde; jenen Mann, dem er so viele Wohlthaten verdankte. In dem Herzen meines armen Bruders begann nun jener fürchterliche Kampf zwischen dem Gefühle der Bürgerpflicht und jenem der Anhänglichkeit und Dankbarkeit.

Jenes trieb ihn zur Anzeige, dieses hielt ihn davon ab, indem es ihm zurief, an seinem Wohlthäter nicht zum Verräther zu werden. Dieser gräßliche Kampf war der Wurm, der an der Wurzel seines Lebens nagte; von jenem unglücklichen Tage an, begann seine Mißstimmung, die später in Kränkung überging, welche im Vereine mit den eingetretenen Gewissensbissen immer tiefer in sein Leben schnitt. Mein Bruder hatte den Entschluß gefaßt, das schreckliche Geheimniß im Leben keiner Seele anzuvertrauen, er blieb diesem Entschluße treu, trotz seiner gräßlichen Leiden. Als aber der Tod sich zu nahen begann, als er seine Stunden gezählt fühlte, änderte sich seine Ueberzeugung. Wie früher die Dankbarkeit, so begann jetzt die Pflicht die Oberhand zu behaupten, in dieser Lage schrieb er jenen Brief, der die Enthüllung des Geheimnisses enthält, und der mir nach seinem Tode zukam. Die Nachricht, daß der Kassier Linden vor Gram gestorben sei, beschleunigte auch das Ende meines Bruders. Sie sehen also, junger Herr, in welchem Zusammenhange das Unglück der Familie Linden mit meinem Unglücke steht.

Adolar lauschte gierig den Worten des Buckligen. Als dieser schwieg, sagte er:

Und Sie, was thaten Sie seit dem Tode Ihres Bruders?

Ich schwieg so wie er. Obwohl es in meinem Herzen kochte, schwieg ich doch. Wer hat mich um meinen Bruder gebracht? Wer hat mich unglücklich gemacht? Dieser Gedanke tauchte oft mit ganzer Macht in mir auf. Zwei Familien unglücklich machen, das darf nicht ungestraft bleiben. So oft ich in dieser Richtung einen Entschluß fassen wollte, da war es mir immer, als ob der Geist meines Bruders vor mir stünde und mir zuriefe: Was willst Du, Unseliger! ist des Unglückes noch nicht genug geschehen? Jetzt läßt sich nichts mehr ändern, todt ist todt —

O nein, mein Herr! rief Adolar, Sie dürfen nicht schweigen. Des Unglückes ist zwar viel geschehen, und Todte lassen sich nicht zum Leben erwecken, allein den Ueberlebenden muß Genugthuung werden. Die Familie Linden hat durch jenes Verbrechen nicht nur ihren Vater verloren, sondern auch ihre Ehre bleibt so lange im Schatten eines häßlichen Verdachtes, bis die Unschuld des unglücklichen Verstorbenen vor der Welt klar bewiesen wird. Sie können den Beweis liefern. Sie werden so menschlich sein, es zu thun.

Der Bucklige sah ihn mit verstörtem Blicke an.

So soll also jene unglückliche That noch Ein Lebensglück kosten? fragte er im heftigen Kampfe begriffen.

Die Gerechtigkeit erfordert es!

Das Drängen Adolars, unterstützt durch die schon früher erwachten Bedenken des Krüppels, durch dessen Schmerz um den verlornen Bruder, durch den Gedanken, daß die Missethat vergolten werden müße, kurz durch das ganze Chaos jener Gefühle, die in dem Herzen des Buckligen wütheten, trug endlich den Sieg davon.

Es sei, sagte er entschlossen, aber ich überlasse Ihnen das Werk. Ich gebe Ihnen den Brief, und er ermächtige Sie, sich auf mich zu berufen. Sprechen Sie mit der Witwe Linden und handeln Sie nach Ihrem Gutdünken.

Wie heißt der Herr, bei dem Ihr Bruder in Diensten stand? fragte Adolar.

Hubert athmete schwer auf. Er hatte noch einen letzten kurzen Kampf zu bestehen. Dann sagte er: Jetzt, da ich entschlossen bin, Ihnen Alles zu überlassen, bedarf es keiner ersonnenen Angabe mehr, um Ihnen das Er-

rathen zu erschweren. Jene Missethat wurde begangen durch die Baronin Sidonie von Rottenheim!

Sidonie von Rottenheim? schrie der Jüngling auf und saß wie gelähmt auf dem Sopha.

Der Bucklige faßte seine Hand, und um ihn den letzten Rest des Geheimnisses wissen zu lassen, ihm das Fürchterliche von Gottliebs Kampf anzudeuten und dessen Verschwiegenheit vollends zu entschuldigen, sagte er: Sie war seit dem Tode des alten Barons die Geliebte meines Bruders!

Zwölftes Kapitel.

Abermals die Situation.

Wir befinden uns in unserem Gemälde auf dem Höhepunkte. Die Handlung ist in allen Theilen bis auf den Punkt gelangt, wo der Zusammenstoß unausbleiblich ist.

Wenn wir uns eines Gleichnisses bedienen dürfen, möchten wir sagen, die Feinde sind in Schlachtlinien gerückt, die Entscheidung muß erfolgen. Mustern wir in Kürze noch einmal die Aufstellung oder die Situation, wie sie sich uns in diesem Augenblicke darbietet.

Da ist vor Allem Valentin und Henriette.

Die Kluft zwischen diesem Ehepaare hat sich durch Luciens Erscheinen mächtig erweitert, wir zweifeln, daß sie wieder ausgefüllt werden wird. Die junge Frau liebte den bejahrten Gatten nie, gegenwärtig achtet sie ihn auch nicht mehr.

Wir sahen zwei junge Männer sich um die Liebe dieser Frau bewerben. Der Eine, bequem, weniger erfahren, unbeholfen, glaubt erobert zu haben und wird abgewiesen; der Andere, listig und klug, schleicht sich unter der Maske eines Elephanten in ihr Herz und siegt.

Aber dieser Sieg zieht dem gewandten Moritz schwere Gefahren zu. Sein Freund ist sein Feind geworden. Gustav stachelt seine Gläubiger auf, und hetzt ihm die verlassene Geliebte an den Hals. Moritz ist bereits von der Flankenbewegung instruirt und schwört Rache, grimmige Rache, die in den fürchterlichen Worten besteht: „Jetzt muß Gustav die Spreizenberg heiraten!“ Wir werden nun sehen, was Gustav bewirkt, wie Moritz manövrirt und welches Ziel er erreicht.

Die Emanzipirung Adolars aus der väterlichen Gewalt ist weiter vorgeschritten. Der Jüngling hat zu Pauline das Wort der Liebe gesprochen und dieses Wort wurde erwiedert.

Aber dem Reinen naht sich die Schlange der Versuchung. Sie ringelt sich heran unter der reizenden Hülle der Baronin Rottenheim, noch hat er ihr widerstanden, wird er es aber

auch thun, wenn sie ihr Zaubernetz dichter um ihn schlingt, oder wird das schreckliche Geheimniß, welches der bucklige Hubert vor ihm enthüllte, wird dieses Geheimniß ihm ein schirmender Panzer sein? Wird er Schritte thun, um vor den Augen der Welt den Hauch wegzuwischen, der die Ehre jener Familie trübt, welcher seine Geliebte angehört?

Die Beantwortung dieser Frage wird erfolgen.

Sidonie von Rottenheim tritt ganz in den Vordergrund. Sie steht nach zweien Seiten hin im Konflikt.

Von Schulden gedrängt, erfährt sie, daß sie nicht die natürliche Tochter jenes Fürsten ist, der bis jetzt ihre einzige Stütze war. Diese ist vielmehr ein schlichtes, abergläubisches, phantastisches Mädchen. Gefahr ist im Verzuge. Die Baronin steht an einem fürchterlichen Abgrunde, sie hat zu handeln beschlossen. Lucie ist diejenige, welche sie von dem Platze verdrängen will, den Sidonie bisher dem reichen Fürsten gegenüber eingenommen; wenn Lucie nicht wäre, gäbe es keinen Beweis, daß Sidonie die natürliche Tochter des Fürsten nicht ist. Ihr Kampf gilt also dem blassen Mädchen. Zu diesem Zwecke verschmäht

sie es nicht, sich mit Proletariern zu verbinden, die Baronin steigt zu gemeinen Leuten hinab, verkehrt mit ihnen, denn diese Leute verfolgen zufällig denselben Zweck, wie sie.

Die Maschanzger-Pepi, ihr Geliebter, Nazi, und ihre unglückliche Freundin Mali, sind diejenigen, welche der blassen Lucie ebenfalls feindlich gegenüberstehen, denn diese ist die Ursache, daß Jakob die arme Mali verlassen hat, welche durch ihn gefallen war.

Jakob, nachdem er als verwunschener Prinz seine Rolle durchgespielt und der verliebten Abergläubischen ihre Baarschaft ausgesogen, geberdet sich nun als ihr künftiger Gatte. Er sieht zwei reiche ergiebige Quellen vor sich, die aus den Taschen eines Fürsten und eines reichen Bürgers fließen sollen. Der Erstere ist Luciens natürlicher Vater, der Letztere glaubt es zu sein, denn ihm ist die Verwechslung der beiden Kinder nach der Geburt ein Geheimniß.

Mitten unter den sich wechselseitig kreuzenden Interessen steht die Wolfin, als Urheberin der Konflikte.

Sie hat sich überzeugt, daß die Kinder jener unglücklichen Agnes und Helene,

deren wir in dem Vorspiele auf dem Strotz'schen Grunde gedacht, wirklich verwechselt worden waren. Die Mütter sind todt, sie hat daher mit den Mädchen freies Spiel. Sie nimmt die Intrigue auf, sie leitet die Fäden, und führt nichts Geringeres im Schilde, als die natürliche Tochter des Fürsten zur Gattin ihres Lieblingssohnes zu machen.

Faßen wir alle diese Conflicte in's Auge, so bleiben uns für den folgenden letzten Band unseres Gemäldes noch eine Menge Fragen zu beantworten übrig. Wir werden es thun, indem wir die Entwickelung schildern und die Lösung des Ganzen vorführen.

Bevor wir aber dazu schreiten, wollen wir unsere Leser nur auf Eines besonders aufmerksam machen.

Zwei Mädchen, Eines von adeligen, das andere von bürgerlichen Eltern, wurden gleich nach der Geburt verwechselt. Das Bürgerkind mit der adeligen Erziehung ist eine Betrügerin geworden, das Fürstenkind in den bürgerlichen Kreisen wurde eine Betschwester!

Jetzt weiter!

Ende des dritten Bandes.